Herr Julian Schmidt

der Literarhistoriker

mit Setzer-Scholien herausgegeben

von

Ferdinand Lassalle.

Berlin, 1862.
Druck und Verlag von G. Jansen.

Widmung an Herrn Julian Schmidt.

Aeschylos: „Zwar Unmuth erregt mir ein solcher Gesell, und es kocht mein Herz in Erbitt'rung,
Daß ich diesem ein Wort nur erwidern soll; daß jedoch nicht zag' er mich wähne:
Du, gieb mir Bescheid, warum denn wohl ist ein dichtender Mann zu bewundern?

Euripides: Der Geschicklichkeit halb und der sittlichen Zucht, und weil wir bessere Bildung
Darbieten dem Volk in den Städten umher.

Aeschylos: Wenn nun nicht solche du darbotst,
Nein, Menschen bieder und ehrenwerth in erbärmliche Wichte verwandelt:
Was bekennst du dich werth zu erdulden dafür?

Dionysos: O, den Tod! Wer wird da noch fragen!"

(Aristophanes, Frösche, V. 1013 ff.)

Vorbericht des Setzers

an das Publikum.

Es werden vielleicht Manche unter Euch sein, die sich im ersten Augenblick darüber wundern dürften, wie ich, ein ordentlicher, solider Setzer, von dem sie wissen, daß er stets seine Zeit auf ernsthafte Werke gewandt, dazu komme, Euch mit diesem ergötzlichen Angebinde zu beschenken. Vielleicht werdet Ihr zunächst glauben, daß dasselbe in kurzweiliger Stimmung oder aus dem Bedürfniß nach Kurzweil entstanden, das sich in den Mußestunden zwischen ernster Arbeit einzustellen pflegt. Ach! ich versichere Euch, daß Ihr irrt und daß ich nie gelangweilter war, als in den Tagen, welche dieser Blumenlese gewidmet waren. Meine Lippe lachte, aber, wenn ich den sentimentalen Styl liebte, so würde ich sagen, daß mein Herz blutete, während ich diese Blumen pflückte und sie zu einem Kranze für Euch wand.

Warum ich mir nun dennoch dieses Ungemach angethan?

An verschiedenen Stellen meiner Scholien habe ich mich recht deutlich und vernehmlich darüber ausgesprochen. Aber die wahre Erklärung liegt dennoch nicht in dieser oder jener Stelle; sie liegt lediglich in dem Ganzen. Wenn Ihr das ganze Büchlein aufmerksam zu Ende gelesen haben werdet, dann werdet Ihr sehr genau wissen, warum ich mir dies Ungemach zufügte und warum dies nothwendig war. — Dann wird auch, wenn Ihr auch unterwegs hoffentlich laut und herzlich lachen sollt, das Büchlein dennoch einen Gesammteindruck in Euch hinterlassen, der Euch, wenn Ihr es ernst meint mit dem Lande und seiner geistigen Entwickelung, eben so traurig stimmen wird, wie mich selbst, und Ihr werdet es mir Dank wissen, daß ich nicht zu vornehm war, mich zu so niederer Arbeit zu bequemen.

Ach, es steht nicht mehr alles wie sonst! Im Jahre 1840 conditionirte ich in Leipzig und feierte da das vierhundertjährige Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst mit. Was war ich damals stolz auf meine edle Kunst, die erste der Welt! Mit welchem Triumph betrachtete ich meine bleiernen Lettern, diese Verbreiter von Licht, Geist und Wissenschaft!

Aber seit 1848 hat sich Vieles geändert, und recht melancholisch schaue ich jetzt oft auf dieselben Lettern! Ja manchmal, wenn mein Auge auf ihnen ruht, will es mir scheinen, als sei nun auch bei ihnen

schon der Umschwung eingetreten, den Platen bei den Klöstern beschreibt:

> „Jetzt streuen sie aus Dummheit und Verderb, einst
> säten sie Wissen und Geist aus!"

Freilich kämpft noch immer eine rüstige und tapfere Schaar edler Streiter in der alten Weise fort und wird immer fortkämpfen. Aber mitten in ihre Reihen hat sich, unter denselben Feldzeichen, in derselben Tracht und Gewandung, eine Bande unwissender und gedankenloser Buben geworfen, zu jeder bürgerlichen Handthierung zu schlecht, zu ignorant zum Elementarschullehrer, zu unfähig und arbeitsscheu zum Postsecretär, und eben deshalb sich berufend glaubend, Literatur und Volksbildung zu treiben! Diese nun führen nur gar zu oft das große Wort in Literatur und Politik, in Zeitungen und Journalen, und wie sollten sie es nicht führen! Ihrer sind viele; jener wackern Streiter aber im Verhältniß zu ihnen nur wenige. Da sie unter demselben Feldzeichen mit diesen kämpfen, können sie vom Volke nicht leicht von ihnen unterschieden werden. Von jenen Wackern selbst zwar wird keiner von ihnen getäuscht, aber diese sind in der Regel so sehr in ihre eigenen nützlichen Arbeiten vertieft, daß sie sich nicht zur Entlarvung dieser falschen Spießgesellen hergeben können. Jene Wackern streben ferner in der Regel nur nach Wirkung auf die Länge der Zeit, und können dies auch meistens bei der Natur ihrer Leistungen gar nicht anders. Aber sie bekümmern sich nicht um ihre Wirkung in

die Breite in der Gegenwart. Sie schauen immer nur auf den Culturstrom und freuen sich, wenn er von Generation zu Generation immer weiter vorschreitet und dem Ziele sich nähert, und sie arbeiten eifrig hieran. Aber sie schauen zu wenig darauf, in wie weit dieser Strom in die Thäler zu beiden Seiten austritt und sie mit seinem wohlthätigen Gewässer befruchtet.

Endlich kämpfen diese Wackern jeder für sich allein, jeder einzeln dem speziellen Arbeitszwecke hingegeben, der ihn gerade beschäftigt. Jene Andern aber haben einen Rath, den Liscow schon 1736 in seiner Schrift „über die Vortrefflichkeit der elenden Scribenten" diesen letztern gegeben, den Rath, daß sie doch nicht jeder blos an sich denken und für sich sorgen sollen, damit nicht von ihnen gelte, was Tacitus von den alten Britten sagt: dum singuli pugnant universi vincuntur (während sie einzeln kämpfen, werden sie als Gesammtheit besiegt), sich seitdem weidlich zu Nutze gemacht. Sie haben sich zusammen gethan, Cliquen und Coterien gebildet, einer schwört auf den andern, streicht ihn heraus, jeder macht den andern berühmt, ganze journalistische Institute sind zu diesem Zwecke gebildet worden oder werden von ihm beherrscht, und so haben sie sich endlich eine große und furchtbare Autorität erworben, gegen welche selbst die Verdienstvollsten häufig Scheu tragen, anzukämpfen.

So ist es denn dahin gekommen, daß die Produktion der geistigen Bildung in unserer Epoche etwa

dem Gewebe der Penelope zu vergleichen ist. Wie die Königin selbst in der Nacht auftrennte, was sie am Tage gewebt, so wird jetzt diese Arbeit wirthschaftlicher und den Gesetzen von der Theilung der Arbeit entsprechend von verschiedenen Factoren besorgt. Was unsere großen Denker, Dichter und Gelehrten mit großer reeller Mühe für die Entwickelung des Geistes produciren, das entstellen, verderben und vernichten jene „elenden Scribenten" wieder für alle diejenigen, welchen nicht Zeit und Möglichkeit gegeben ist, unmittelbar aus den Quellen selbst zu schöpfen, welche vielmehr auf Berichte aus zweiter Hand angewiesen sind, — also für die große Masse der Nation!

Denn nicht nur, daß sie in ihren Urtheilen hudeln, mißhandeln und niederschreien Alles, was sie nicht verstehen und worüber sie kein Urtheil, ja nicht einmal die für ein solches erforderlichen Elemente besitzen, — sondern, was noch viel schlimmer, selbst in den scheinbar thatsächlichen Berichten, welche sie dem Volke über die Leistungen seiner großen Geister geben, Berichte, welche die aus zweiter Hand Schöpfenden natürlich für wahr halten müssen, entstellen und fälschen sie gänzlich in ihrer groben Unwissenheit das, was diese Männer gesagt, gethan und gedacht haben; geben oft ohne Scheu das strikte Gegentheil dessen, was diese dachten und lehrten, für von ihnen gedacht und gelehrt aus! Natürlich! Bei ihrer gänzlichen Arbeitsscheu wäre es ihnen viel zu mühsam,

sich wirklich über den Inhalt jener nur reeller Arbeit zugänglichen Productionen zu unterrichten und in der Regel macht ihnen das auch die eigenthümliche geistige Dumpfheit, welche die Folge gedanken- und arbeitsloser Vielschreiberei ist, schon ganz und gar unmöglich.

Um nun aber alle diese Sünden gegen die Bildung der Nation ungestraft begehen zu können, haben sich diese elenden Scribenten einen Styl erfunden, welcher selbst wieder vielleicht ihre schlimmste und gemeinschädlichste Sünde bildet. Sie haben aus den Schriften der Denker und Gelehrten sich einiger vornehmen Ausdrücke bemächtigt und mit Hülfe derselben sich eine eigene Art von gespreizter „Bildungssprache" erzeugt, die einen wahren Triumph der modernen Bildung darstellt und zeigt, wohin es die Kunst bringen kann. Es ist eine nach den Gesetzen der belletristischen Routine kaleidoskopartig durcheinander gerüttelte und geschüttelte Anzahl von Worten, die keinen Sinn geben, aber auf ein Haar so aussehen, als gäben sie einen solchen und einen erstaunlich tiefen! Man muß oft ein erfahrener Setzer, ein scharf aufpassender Setzer sein, um mit Sicherheit zu ersehen, daß in diesem unbestimmten belletristischen Wortgeflimmer auch nicht die Spur eines Gedankens vorhanden ist, der Autor vielmehr ganz bewußt einen Fandango auf Eiern tanzt, und sich ganz klar darüber ist, daß er bei dem ersten soliden Schritt einbrechen und seine erstaunliche Gedankenlosigkeit und Unwissenheit über den Gegenstand verrathen würde. — Mein

Julian ist vor allen Andern unbestrittener Meister in dieser Kunst.

Die verheerenden Wirkungen, welche diese Kunst im großen Publikum anrichten mußte, sind evident. Das große Publikum, einen Gedanken unmöglich da herausfinden könnend, wo keiner vorliegt, und dennoch an eine Abwesenheit jedes Gedankens in Folge des gebildeten belletristischen Wortgewirres und des Ansehens des Autors nicht glauben könnend, mußte sich endlich gewöhnen, flimmernde Nebelbilder für Gedanken zu halten und auch an sein eigenes Denken keine andere Anforderung zu stellen, als eine Verbindung unklar tönender Worte mit einem nach allen Seiten hin schielenden Reflexionsschein zu produciren.

So geräth alles bestimmte und scharfe Denken in der Gesellschaft außer Mode. Sogar die Forderung danach hört auf und an seine Stelle treten in selbstverliebter Zufriedenheit jene nur nach dem verlogenen Schein eines Gedankens trachtenden Hallucinationen des Geistes.

So lange nun diese Bande nur noch in den belletristischen Journalen 2c. ihr Lager aufgeschlagen hatte, mochte es immer noch hingehen. Wenn sie aber gar, stolz und sicher gemacht durch ihre zuletzt erwähnte Erfindung, dazu übergeht, einen gelehrten Schein anzunehmen, große Werke zu schreiben, „Literaturgeschichte" zu produciren, dann ist es Zeit und höchste Zeit.

Est modus in rebus, sunt certi denique fines.

Ja, mein Julian steht nicht allein. Stünde er allein, ich würde ihn nicht angerührt haben; nicht mit einer Zange! Aber er ist nur der anerkannte Primas, der gesalbte König, der gefeierte „Literarhistoriker" jener Bande. Er steht nicht allein und es läßt sich hier der Spruch des Evangeliums umkehren: Einer ist berufen, aber Viele wären auserwählt! Nur darum habe ich ihn als den Bedeutendsten herausgegriffen, um ihn zur Kennzeichnung seiner ganzen Bande öffentlich zu enthüllen und ihn zu Deinem Nutzen, liebes Publikum, auf hohem Berge vor versammeltem Volk zu schlachten, sicher, daß mir kein Engel in den Arm fallen und das geschwungene Schlachtschwert zurückhalten soll.

Nein er steht nicht allein und wie sollte er auch allein stehen? Seine Literaturgeschichte hat in wenigen Jahren vier Auflagen erlebt, ein fast unerhörter Erfolg! Fast in allen Blättern ist sie mit dem größten überschwenglichsten Lobe recensirt worden; seine literarhistorische Autorität steht, wie ich oft selbst erfahren und wie viele Andere mir berichten, unbestritten und fast canonisch fest in den zahlreichsten Kreisen des großen Publikums, und vor wenigen Tagen hat ihn eine politische Partei — die Grabowiten — in seiner Qualität als „großer Mann" auserwählt, ihr Parteiprogramm mitzuunterschreiben. Nun, ich gratulire den Grabowiten zu diesem Büchlein. Ihr Bildungsgrad wird sich jetzt nach dem Bildungsgrad ihres „großen Mannes" genau bemessen lassen und

„Julian der Grabowite“ wird füglich der Ausdruck werden können, welcher den geistigen Höhepunkt dieser Partei kennzeichnet.

Nun noch ein Wort zu Dir, mein liebes Publikum, vielleicht hast Du schon von selbst gemerkt, — und ich werde der Letzte sein, es Dir zu verhehlen, — daß Du nicht ganz ohne Mitschuld an dem geschilderten Unwesen bist. Es hätte nicht entstehen, nicht diese Ausdehnung gewinnen, nicht diese Autorität erlangen können, wenn Du, Brust an Brust gedrängt, mannhafteren Widerstand geübt hättest. Aber gar viele unter Euch haben sich in den letzten Zeiten einem häßlichen Laster ergeben: der Wortberauschung, die viel ungesunder und viel unnatürlicher ist als die Weinberauschung. Möge dies Büchlein als eine nützliche Kaltwasserkur gegen diese Krankheit dienen!

Berlin, 22. März 1862.

Bd. II. S. 233. *)

„Ein Zeitalter der sieben Weisen, das sich Gedanken darüber macht, welches das erste der Dinge sei, ob die Materie in irgend einer elementaren Form, oder das Atom oder die Zahl oder das Sein im allgemeinen oder das Werden u. s. w., ist" ꝛc.

Anm. d. Setzers. Das Atom wurde von Leucipp und Demokrit, die Zahl von Pythagoras, das Sein von den Eleaten, das Werden von Heraklit für das Prinzip der Dinge erklärt. Diese Männer hält Herr Julian Schmidt also für die bekannten „sieben Weisen Griechenlands" (Solon, Bias von Priene, Pittakus von Mytilene, Kleobul, Chilon, Myson und Thales)!!! Das Zeitalter der sieben Weisen, Herr Schmidt, hat sich noch „keine Gedanken darüber gemacht", welches das Prinzip der Dinge sei. Die Weisheit des Zeitalters der sieben Weisen, Herr Schmidt, besteht in gnomischer Lebensweisheit, in praktisch-verständigen Kernsprüchen sittlichen Inhalts — in Kernsprüchen von einem übrigens sehr berücksichtigenswerthen Inhalt, Herr Schmidt, wie z. B. „Besser Schade als Schande" oder „Beherrsche Dein Maul" (γλώττης ἄρχε) und andere, die Sie in den Sammlungen bei Stobäos und Diogenes hätten nachsehen können — und hat nichts mit der jonischen Naturphilosophie und den pythagoreisch-metaphysischen Spekulationen ꝛc. zu thun. Das Zeitalter der sieben Weisen, Herr Schmidt, ist die dem Zeitalter der griechischen Philosophie vorhergehende Epoche, das ihr vorher-

*) Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur. Vierte Auflage. Leipzig, 1858. F. L. Herbig.

gehende Jahrhundert, und wird niemals zur griechischen Philosophie gerechnet. Thales ist der Einzige, der ebenso wie er die jonische Philosophie beginnt, andrerseits noch zu den sieben Weisen gerechnet wird und den Uebergang jener praktischen Lebensweisheit in die Philosophie, die Untersuchung über das Prinzip der Dinge, darstellt.

Ein befreundeter Tertianer, von dem ich diese ganze Weisheit habe und der sie mir in seinem Leitfaden für die höheren Gymnasialklassen nachwies, lachte bis zu Thränen über diese Verwechselung der „sieben Weisen" mit den Stiftern der demokritischen, pythagoräischen, eleatischen und heraklitischen Philosophie. Er versicherte mir, daß dies das non plus ultra crassester Ignoranz sei und daß er zuverlässig von seinem Lehrer mit Ohrfeigen bedient werden würde, wenn er sich derselben schuldig machte.

Mein Tertianer hat übrigens einen Hauslehrer, Herr Schmidt, einen Studenten. Und der hat mir die Erlaubniß gegeben, ihn gleichfalls hin und wieder zu consultiren, wenn ich Dinge bei Ihnen fände, die meinen Setzer-Horizont übersteigen! Uebrigens meint er, daß sich Ihr herrliches Werk manchmal in Prosa gar nicht charakterisiren lasse. Oft sei dies nur der Poesie gegeben. Die erforderlichen Verschen versprach er mir aus seiner Lectüre zu liefern. Einstweilen hält er sich Ihnen bestens empfohlen!

Bd. II. S. 100

heißt es über Gentz: „Am meisten haben ihm die Briefe an Rahel geschadet. Er nennt sich in diesen Briefen das erste aller Weiber, höllisch blasirt, teuflisch kalt u. s. w. kurz man kann sich kaum eine Injurie denken, die er sich nicht selbst sagte. Auf diese Einfälle hat man aber einen zu großen Werth gelegt. Zunächst muß man seine Neigung zu Superlativen abrechnen; die Hauptsache aber ist, daß jene geistvolle Frau mit ihren Paradoxien alle ihre Correspondenten veranlaßt, Worte miteinander zu combiniren, die nicht zusammengehören. Keiner war dieser Verführung so ausgesetzt als Gentz, der mit seinem großen geselligen Talent die Neigung verband, sich stets in der Sprache derer auszudrücken, mit denen er verkehrte. Rahel hatte ihm durch den „schönen Ekel" so imponirt, daß er sie nothwendig überbieten mußte, und dabei kam es ihm auf einen Grad mehr oder weniger nicht an. Er ist aber in keinem Augenblick seines Lebens blasirt gewesen, am wenigsten in der Zeit von 1803—9, wo eine große Idee seine Seele mit edler Leidenschaft durchdrang."

Anm. d. Setzers. Es steht also fest, Herr Schmidt, Gentz ist, was er auch selber in seinen Briefen an Rahel sagen möge, niemals blasirt gewesen, Ihre „höhere Kritik" beweist es! Wie Ihre Leser bewundernd mit geöffnetem Munde Sie anstieren müssen, großer Mann, vor dessen überlegenem Blick sogar die eigenen Eingeständnisse von Gentz in nichts verschwinden! Auch werde ich nicht versuchen, Sie zu widerlegen. Wie wäre mir das gegeben! Ich werde Sie im Gegentheil nur bitten, Herr Schmidt, mit mir festzuhalten, recht fest, daß Gentz niemals blasirt war, „in keinem Augenblick seines Lebens", wie Sie oben ausdrücklich sagen, und wie Sie daselbst eben so ausdrücklich hinzufügen, „am wenigsten" in der Zeit jener Briefe an Rahel, „wo eine große Idee seine Seele mit edler Leidenschaft durchdrang", nehmlich die Idee eines Deutschen Aufschwungs gegen die Napoleonische Herrschaft.

Aber zweihundert Seiten später in Ihrem unsterblichen Werke,

Herr Schmidt, beurtheilen Sie noch einmal denselben Mann und dieselben Briefe aus derselben Periode, und auch noch ganz speciell denselben Brief an Rahel: „Ich bin höllisch blasirt" rc., den Sie oben besprechen, und lassen Sich hier an dieser zweiten Stelle, S. 390 Ihres Werks, darüber vernehmen wie folgt: „Wenn Gentz im Herbste 1810 an Rahel schreibt: „„Ich bin höllisch blasirt und habe soviel von der Welt gesehen und genossen, daß man mit Illusionen und Schaugepränge nichts mehr bei mir ausrichtet"", wenn er Adam Müller gesteht, daß er sich in einer Abspannung, einer Muthlosigkeit, einer Leere und Indifferenz befände, wie er sie nie gekannt, noch geahnt habe, wenn er seinen Zustand einer geistigen Auszehrung vergleicht, und verzweifelt, sich durch eigne Anstrengung aus demselben befreien zu können, so ist eine — **tiefe Wahrheit in diesen Geständnissen**"!!!!

Wenn ein Schüler seinem Lehrer einen Deutschen Aufsatz einreichte, in welchem er sich in so unmittelbarer Weise selbst widerspräche, würde der Lehrer ihm nicht das Pensum immer abwechselnd rechts und links um die Ohren schlagen? Aber so schreibt man bei uns Literaturgeschichte!

Nun weiß ich zwar wohl, Herr Schmidt, was Sie zu Ihrer Entschuldigung sagen werden. Sie werden sagen, Sie hätten auf S. 100 Ihres Werks einen solchen Journalartikel abgeschrieben und auf S. 390 wieder einen andern! Aber begreifen Sie denn nicht, daß man zu diesem nobeln Metier wenigstens einiges Gedächtniß braucht? Ja, ja! Aristophanes hat schon Recht gehabt, sagt mein Student, wenn er seinen Sophisten über den hartköpfigen Strepsiades klagen läßt:

„Beim Athem schwör' ich's, bei der Luft, beim Chaos!
Nein, solchen Tölpel sah' ich doch noch nie!
So bäu'risch linkisch, so stupid vergeßlich,
Der nicht die kleinste Düftelei capirt
Und kaum gelernt, vergißt.

(Aristophanes, Wolken, V. 623 ff.)

Bd. II. S. 195.

„Daher ist es gekommen, daß sich nicht, wie bei den Griechen, aus dem Vorrath alter Nationalsagen, eine deutsche Historie entwickelt hat.“

Anm. d. Setzers. Bei den Griechen also hat sich die Historie aus dem „Vorrath alter Nationalsagen entwickelt“! Die spartanische Verfassung und der peloponnesische Krieg, die perikleische Obolenbesoldung der Richter und die Herrschaft des Trasybull — was sind das anders als Entwicklungen eines „Vorraths alter Nationalsagen“? Entweder unser untergeordneter Setzerverstand täuscht uns sehr, oder die Sache hängt so zusammen. Hr. Julian Schmidt hat einmal gelesen, was in den meisten Leitfäden über Griechenland zu lesen ist, daß die hellenische Poesie, insbesondere die attische Tragödie, eine Entwicklung „eines Vorraths alter Nationalsagen“ sei. Wie in der Ferne verklingendes Glockengeläute — bim! bam! bam! bim! — summt ihm eine unklare Erinnerung hieran in den Ohren herum, und da mit Recht, wie bei der gänzlichen Abwesenheit des Lichtes, der Nacht, alle Katzen grau, auch bei der gänzlichen Abwesenheit des Gedankens alle Dinge gleich sind, so setzt Hr. Schmidt die Geschichte hier an die Stelle der Kunst. Es wäre chicanös wegen einer so geringfügigen Verwechslung eine Schwierigkeit zu erheben! Bim, bam, bam, bim!

Bd. II. S. 301.

„Die Tonart der schwäbischen Schule hat sich über alle Provinzen unseres Vaterlandes verbreitet und ist die Grundmelodie unserer Gemüthlichkeit geworden. Seitdem vollends das Lorle alle Bühnen entzückt hat, muß man nothwendiger Weise schwäbeln, wenn man Gemüth zeigen will. Allein der provinzielle Typus hat sich in Schwaben nicht blos auf die Lyriker erstreckt. Nicht blos bei Hauffs Novellen, nicht blos bei Auerbachs Dorfgeschichten, nicht blos bei Wolfgang Menzels verzerrter Deutschthümelei erkennt man Anklänge an den Schwabenspiegel heraus, sondern selbst in den Werken so verschieden angelegter Naturen, wie Strauß oder Vischer"!!

Anm. d. Setzers. Alle guten Geister loben Gott den Herrn!!! Herr Schmidt hält hier den „Schwabenspiegel", das berühmte mittelalterliche Rechtsbuch, welches am Ende des 13. Jahrhunderts zusammengestellt wurde, für ein typisches, maßgebendes Werk der schwäbischen Poesie, für eine Sammlung lyrischer Gedichte der schwäbischen Dichterschule!!! Donner-Bomben-Wachsstock-Sapperment!!

Herr Schmidt! Wenn Sie nur ein einziges Mal, ehe Sie Ihre Literaturgeschichte schrieben, in den „Schwabenspiegel" geblickt hätten, es hätte die wohlthätigsten Folgen haben können! Sie hätten da den Rechtsgrundsatz gefunden (Cap. CLIV): „Ein jeglich man sol den schaden gelten, der von ihm geschiht" und das hätte Sie wohl bedenklich machen können, eine Literaturgeschichte zu schreiben! Sie hätten da gefunden, mit welcher Sorgfalt unsere Altvordern die Frage prüften, ob ein Knabe mit Recht zum Mönch — die damaligen Gelehrten, Herr Schmidt, die damaligen Literarhistoriker — gemacht worden sei. Cap. XXVII: „Man sol im grifen oben an den munt under der nase; vindet man da kleinez har, daz ist ein geziuge. Man sol im grifen under die uohsen; vindet man da kleinez har, daz ist der ander geziuge. Man sol im grifen under diu bein, und vindet man da —" und so weiter, Herr Schmidt. Wenn Sie Sich nun mit allen diesen Griffen geprüft hätten, und überall nur die nackte Blöße Ihrer Unwissenheit gefunden hätten, nirgends ein Haar, so hätten Sie es wohl sein lassen, eine Literaturgeschichte zu schreiben. —

Aber Ihre Leser werden mit staunender Verwunderung fragen: Wie kann man gar so unwissend sein? Wie kann man den „Schwabenspiegel" für ein Werk halten, welches den „provinziellen Typus" der schwäbischen Poesie in sich enthält und an welches man daher „Anklänge" bei schwäbischen Romanschriftstellern, Gelehrten, Denkern und Theologen finden will? Woher nimmt man endlich die Sicherheit, so etwas drucken zu lassen? — Ich will das Ihren Lesern erklären, um sie schon hier einen deutlichen Einblick in Ihre ganze Methode thun zu lassen, die sich uns immer klarer enthüllen wird.

Im Jahre 1838 benutzte Heinrich Heine den berühmten Namen des „Schwabenspiegels", um denselben mit einer geistreichen Allusion als Titel für einen kleinen, 10 Octav-Seiten langen, in periodischen Blättern erschienenen raisonnirenden Aufsatz zu nehmen, in welchem er die Herren Carolus Mayer, Gustav Schwab, Justinus Kerner und andere Dichter der schwäbischen Dichterschule angreift. Von diesem Aufsatz haben Sie gehört — Sie erwähnen ihn selbst an einer andern Stelle in Ihrem Werke — und schließen nun aus diesem Titel, daß der „Schwabenspiegel" ein Werk der schwäbischen Dichterschule sein müsse, das Heine hier verhöhnen wolle. An den Heine'schen Aufsatz selbst, Herr Schmidt, können Sie — nein, ich muß bitten, keine Verdunkelung, nur keine Verdunkelung, Herr Schmidt — in Ihren oben citirten Worten durchaus nicht denken. Und zwar aus sehr vielen Gründen nicht. Erstens weil jener Heine'sche Schwabenspiegel ein sehr unbedeutender und ziemlich unbekannt gebliebener Artikel ist, an den bei der Berühmtheit jenes „Schwabenspiegels" kein Mensch denken kann, wo blos von dem „Schwabenspiegel" die Rede ist und den sie mindestens dann als den „Heine'schen Schwabenspiegel" hätten bezeichnen müssen. Zweitens deshalb nicht, weil, wenn selbst Heine in seinem Schwabenspiegel die Manier der schwäbischen Dichter spöttisch nachgeahmt oder geschildert hätte, man ja dann durchaus nicht sagen könnte, daß man in schwäbelnden Schriftstellern „Anklänge" erkenne an einen Aufsatz, in welchem jene Manier nicht positiv auftritt, sondern nur negirt und ironisirt wäre. Drittens aber — und dieser Grund, Herr Schmidt, beseitigt vollends alle falschen und schiefen Ausflüchte, die Sie im Kreise Ihrer Bekannten herstammeln könnten — deshalb nicht, weil Heine in seinem Schwabenspiegel auch durchaus nicht die Manier der schwäbischen Poesie nachahmt oder irgend wie schildert. Sondern er treibt da nur in seiner geistreichen Weise Allotria und Narrenspossen, neckt Justinus Kerner mit seinem Geisterglauben, Carl Mayer mit einer Statue, die

man ihm in Waiblingen setzen werde, verhöhnt Menzel wegen seiner Feigheit, erzählt von einer schönen Schwäbin, die ihn mit ihrem Hasse verfolge, und wirft Gustav Pfizer falsche Citate vor. Das ist Alles, wie sich Jeder überzeugen kann, der den fünften Band der amerikanischen Ausgabe von Heines Werken zur Hand nimmt. Da giebt es also nichts „anzuklingen“, und am wenigsten für die Werke schwäbelnder Autoren.

Die geistreiche Allusion des Heine'schen Titels inducirt Sie also, in fidem Heines anzunehmen, daß der „Schwabenspiegel“ — ein Name, den Sie natürlich hin und wieder gehört hatten, ohne Sich zu erinnern, in welchem Zusammenhange — eine für den „provinziellen Typus“ der schwäbischen Poesie maßgebende Sammlung lyrischer Gedichte sein müsse!

Nun, diese Unwissenheit ist freilich grauenvoll. Sie ist ein Verbrechen für Jemand, der eine Literaturgeschichte schreibt. Aber sie ist doch das Schlimmste bei der Sache noch nicht. Das Schlimmste kommt nun. Kaum haben Sie diesen Schluß gemacht, daß der „Schwabenspiegel“ ein solches Werk sein müsse, als Sie den Kopf gedankenvoll in die Hand stützen und mit tiefsinniger Kennermiene erklären, daß Sie „nicht blos bei Hauffs Novellen, nicht blos bei Auerbachs Dorfgeschichten, nicht blos bei Menzels verzerrter Deutschthümelei, sondern selbst in den Werken so verschieden angelegter Naturen wie Strauß oder Vischer Anklänge erkennen an — den Schwabenspiegel“, an ein Buch, das Sie zu Ihrem Unglück nie zur Hand genommen! Es ist diese gewissenlose Frivolität, diese freche Windbeutelei, dieser superlativische Humbug, den Sie mit ernsthaften Dingen und mit einem Publikum treiben, das sich ernsthaft belehren will, es ist diese tiefe Unsittlichkeit, die noch viel schlimmer ist als Ihre stupende Ignoranz.

Das ist Ihre Methode, Herr Schmidt, und freilich ist sie eine blendende! Wie so manche Ihrer Leser bewundernd vor Ihnen dagestanden haben mögen: „Der Strauß und der Vischer, das denken zwei Philosophen zu sein, der eine ein Theologe, der andere ein Aesthetiker: zwei ganz verschiedene Gebiete. Aber der Schmidt, der blickt sie gleich durch und durch! Aus beiden klingt der Schwabenspiegel 'raus. Der Schmidt hat's gleich fort. Es ist doch ein verfluchter Kerl!“

Brauche ich endlich erst noch darauf hinzudeuten, daß Sie hier ein gedoppeltes Wunder zu Wege bringen? Daß Sie nehmlich „Strauß oder Vischer“ ebenso wenig kennen, wie den „Schwabenspie-

gel" und daß Sie also vermöge der Ihnen eigenthümlichen kritischen Intuition hier „Anklänge" aneinander in zwei Werken entdecken, von denen Sie keins von beiden gelesen haben? Wer diesem Büchlein bis zu Ende folgt, der wird das nicht bezweifeln.

Bd. II. S. 1.

„Seine (Goethe's) Lieblingsgestalten sind Virtuosen mit vielseitiger Empfänglichkeit ohne ideellen Inhalt und ohne Ehrfurcht vor der realen Welt; auch Faust(!!)*) denn(!) sein Bund mit dem Teufel beruhte wesentlich auf Abneigung gegen — Einseitigkeit der Bildung und Beschäftigung.**) In der Gesellschaft und in den Dichtungen der spätern Romantiker wird dieser Dilettantismus***) ins Große getrieben." ****)

*) Anm. d. Setzers. Goethe's Faust „ohne ideellen Inhalt"!!! Recht so, Herr Schmidt:

„Des diamantnen Keiles schonungslosen Zahn
Hier durch die Brust hin treib' ihm den mit aller Kraft."
(Aeschylos, Prometheus).

**) Und welch reizender Grund! Der Faust ist deshalb ohne ideellen Inhalt, weil er angeblich beruht auf Abneigung — „gegen Einseitigkeit der Bildung und Beschäftigung."

***) Der Dilettantismus des Faust!

****) Also Faust ist „ohne ideellen Inhalt!" Es ist etwas in dieser Entdeckung, was einem auf die Brust fällt und den Athem beklemmt! Besonders aber auch etwas, was einen besorgt macht um das Schicksal des Entdeckers, denn Sie wissen, Herr Schmidt, es ist noch allen großen Entdeckern schlimm ergangen, Columbus wie Galilei und so vielen andern. Und Sie werden zugeben, Herr Schmidt, mit einem Manne, vor dessen Titanengeist selbst der Faust zu einem bloßen „Dilettantismus" zu einer Gestalt „ohne ideellen Inhalt" herabsinkt, — mit dem darf man es scharf nehmen, Herr Schmidt!

„So heb ich an: Legt nimmer hin
Die Scham, die aller Zucht Beginn.
Schamloser Mann, wie taugte der?
Als ob er in der Mauße wär,
So rieselt von ihm Würdigkeit
Und weist ihn zu der Hölle Leid."
(Parzival III, 170.)

Bd. II. S. 161.

Ueber die Bedeutung des Mephistopheles im Faust: „Der Geist, der **stets** verneint, ist nicht eine Persönlichkeit, sondern eine Abstraction, die **Abstraction der Altklugheit** —"

Anm. d. Setzers. O, Herr Julian Schmidt, glauben Sie wirklich, Goethe habe im Mephistopheles **Sie** vorausahnend schildern wollen, Sie, der Sie allerdings Alles und Jedes, Goethe und Schiller, Platen und Immermann, Fichte und Hegel, Uhland und Schlegel, Creuzer und Kegel herunterreißen und verneinen? Goethe hat allerdings wohl nicht an Sie gedacht, dennoch empfangen Sie für die obige Stelle meinen wärmsten Dank. Denn wenn ich oft und lange vergeblich darüber nachgedacht habe, warum Sie wohl eigentlich die classische Richtung und die Romantik, die alte und die neue Philosophie, die historische Schule und die vergleichende Sprachforschung, die Mythologie und die orientalischen Studien, kurz Alles und noch einiges darüber, von welchem allem Sie **gleichmäßig nichts verstehen**, herunterreißen, so bin ich jetzt durch dieses in einem unbewachten Augenblick Ihnen entschlüpfende Geständniß ein für allemal über die Quelle belehrt, aus welcher Ihre steten Verneinungen fließen: **aus Altklugheit!** Dank für den Schlüssel, Herr Schmidt!

Bd. II. S. 161.

Weiter über Goethe's Faust: „Der Dichter nimmt zwar von Zeit zu Zeit einen Anlauf, durch das mittelalterliche Costüm dieser Altklugheit eine bestimmte Färbung zu geben. Aber so schön ihm das in einzelnen Momenten gelingt, namentlich wenn er dem platten Menschenverstand durch tollen, übermüthigen Humor die poetische Farbe giebt, er fällt fortwährend aus der Rolle und wir überzeugen uns am Ende, daß Faust gar nicht nöthig gehabt hätte, sich diesem Teufel zu verschreiben, sich ihn als Ergänzung heraufzubeschwören, da er ihn ja als Ergänzung seines excentrischen Gefühls in seinem eigenen Innern trägt."

Anm. d. Setzers. O Du dummer Goethe! Wenn Du doch das Glück gehabt hättest, Herrn Julian Schmidt zu kennen und von seinen tiefsinnigen Rathschlägen zu profitiren! Denn dann würdest Du gewußt haben, daß Du, um nicht „aus der Rolle zu fallen," den Faust sich einem solchen Teufel vorschreiben lassen mußtest, den er nicht in seinem eignen Innern trug!! Nichts klarer als das! O Goethe, Goethe!

Wer roufet mich da nie kein hâr
gewuohs, inne an mîner hant?
der hât vil nâhe griffe erkant.
(Parzival I, 1.)

Bd. II. S. 160.

Ueber den Goethe'schen Faust: „Wohl mußte jedes kräftige Herz ergriffen werden; es war die höchste Vereinigung des gesunden Menschenverstandes (!) und des überquellenden Gefühls."

Anm. d. Setzers. Beneidenswerther Geist! Zu welcher Kleinkinderfibel unter Ihren Händen die tiefsten Meisterwerke unserer Literatur heruntersinken! Mephisto die „Abstraktion der Altklugheit," Faust selbst auf „Abneigung gegen Einseitigkeit der Bildung und Beschäftigung" beruhend, der Fehler des Dramas darin liegend, daß Faust sich einem solchen Teufel ergiebt, den er ohnehin schon in sich trägt, und nicht vielmehr einem solchen, der ganz außerhalb seiner steht und ihm daher für irgend einen äußerlichen Kaufpreis, etwa eine Geldbörse und ein Linsengericht, seine Seele abkauft, das Große der Tragödie aber wieder in dieser engen Vereinigung von „gesundem Menschenverstand und überquellendem Gefühl" liegend — Sie haben ganz Recht, Herr Schmidt, hier hätten wir wirklich einen Faust, in Bezug auf den ich ganz mit Ihnen einverstanden bin, daß er vollständig „ohne ideellen Inhalt!"

Bd. II. S. 162.

Immer weiter über Goethe's Faust: „Es ist Goethe in dieser Dichtung nicht gelungen, (!!) wie in seinen übrigen Werken, seine Seele von einer Last, die er nicht abwerfen konnte, durch dichterische Darstellung zu befreien; es ist ihm nicht gelungen, sich über die Einseitigkeit seines Helden zu erheben, weil es ihm nicht gelang, ihn vollständig darzustellen. Die einzelnen Momente, das Verhältniß zu Gretchen, das Verhältniß zu Mephistopheles, das Verhältniß zu Wagner gehören seiner Seele an; daß er sie aber combinirte, war ein Werk der Reflexion."

Anm. d. Setzers. O Phraseologie, was schmeckst du prächtig!

Bd. II. S. 447.

Ueber Goethe in seinem Alter: „Aber in seinen Dichtungen herrscht ein ängstliches Bestreben nach Analyse, noch ehe die Gegenstände Gestalt gewonnen (!!) und daneben die Neigung, im entscheidenden Augenblick vor einer Unauflöslichkeit stehen zu bleiben (!)*), so daß wir noch die einzelnen Worte verstehen, aber nicht mehr den Sinn, in dem sie combinirt sind." **)

*) Anm. d. Setzers. O du heiliger Blödsinn! Wie prächtig eignet sich doch die „Bildungssprache" dazu, unter großer Prätention einen Unsinn hinzustellen, der in der schlichten sinnlichen Kutschersprache des gewöhnlichen Lebens sich vor sich selber schämen würde. Nicht wahr, Herr Schmidt, die chaotische Gedankenlosigkeit und Verwirrung läßt sich in dem weitbauschigen wolkigen Reflexionsstyl dieser Substantiva Abstracta so drapiren, daß sie wie tiefster Gedankenreichthum aussieht. Nicht wahr, Herr Schmidt, Sie haben auch mit den aristophanischen Sophisten erkannt:

— — daß kein anderes göttliches Wesen
Existirt als allein diese heiligen drei: das Chaos, die
Wolken, die Zunge.
(Aristophanes, Wolken, V. 420 ff.)

Doch wir werden noch weit glänzendere Beläge dieses Ihres Gottesdienstes bei Ihnen treffen.

**) Aber, Herr Schmidt, wie können Sie nur so unvorsichtig das Geheimniß der Methode verrathen, nach der Sie arbeiten. Sie konnten sich gar nicht besser selbst charakterisiren! Sie fügen Worte zusammen, die in ihrer Combination jeden Sinn verlieren und nur deshalb bei oberflächlichem Darüberhingehen einen solchen zu haben scheinen, weil jedem einzelnen dieser ehrlichen, guten, gemißbrauchten Worte ein

Sinn zukommen würde. Wie kann man nur zu gleicher Zeit so unvorsichtig gegen sich selbst und so frech gegen Goethe sein!

„gebt rehter mâze ir orden
ich pin wol innen worden
daz ir râtes dürftic sît:
nu lât der unfuoge ir strît"

oder um Ihnen das Verständniß durch Simrocks Uebersetzung zu erleichtern:

Das rechte Maß sei euer Orden.
Ich bin wohl inne geworden,
Daß Ihr rathbedürftig seid:
Nun meidet Ungezogenheit.
(Parzival I, 171.)

Bd. II. S. 453.

„Er (Goethe) konnte die Romantik, die ihre düstern Schwingen über seine goldne Zeit verbreitete, nicht los werden, sich nicht ins Freie kämpfen.“

Anm. d. Setzers. Goethe ein Romantiker! Goethe, der sich nicht zur Julian-Schmidt'schen Freiheit durchkämpfen kann!

Bd. II. S. 455.

„Für Goethe selbst war diese Abwendung zum Orient eine innere Nothwendigkeit. Die schöne, aber exotische Pflanze des griechischen Lebens mußte verblühn, sobald der Sturm und Drang einer wilden Weltbewegung in das stille Heiligthum der Kunst einbrach."

Anm. d. Setzers. Nichts köstlicher, als wenn Herr Schmidt seine tiefen Entdeckungen über die innere Nothwendigkeit in dem Entwicklungsgang unserer Dichter vorträgt! Weil eine wilde Weltbewegung — die Freiheitskriege — hereinbricht, so muß vor diesem Sturm und Drang die schöne aber exotische Pflanze des griechischen Lebens verblühen und Goethe muß sich aus dem stillen Heiligthum der griechischen Kunst, die doch wenigstens durch unsre ganze Bildung mit unserem geistigen Leben zu einigem Zusammenhang verwachsen war, zu der — noch fremdern Pflanze der orientalischen Poesie flüchten, in das noch stillere Heiligthum des west-östlichen Divans treten! Est-ce clair? Wer's nicht glaubt, zahlt einen Thaler. Bim, bam!

Bd. II. S. 225.

Es ist von Creuzer's mythologischen Forschungen die Rede: „Eine lebhafte Vorstellung geht aus diesem scholastischen (?!) Durcheinander umsoweniger hervor, da Creuzer eigentlich eine trockene Natur ist (!!!), der es mehr auf das Register (??!!) als den Inhalt ankommt."

Anm. d. Setzers. Nun, was die „trockene Natur" Creuzer's betrifft, — denn der in den andern unterstrichenen Worten enthaltene Blödsinn soll sich, wie mir mein Freund, der Student, sagte, nicht so in der Kürze in's Klare setzen lassen — so machen freilich dem Vernehmen nach diejenigen, die etwas davon verstehen, Creuzern gerade nur das Gegentheil zum Vorwurf, finden, daß er gerade an dem entgegengesetzten Extrem laborire, nicht trocken und kritisch genug zu sein. Aber das ist nun ganz egal! Er hat seinen Klecks fort! Er ist eine „trockne Natur" und ein Registerkerl! Hurrjeh, wie wird es nur den Andern noch ergehen!

Herr Schmidt, Herr Schmidt,
Was kriegt das Julchen mit?
Herr Schmidt, Herr Schmidt,
Was kriegt das Jettchen mit?

Ihr Buch, Herr Schmidt, ist das leibhaftige Bild der Ogershöhle bei Ariost:

„Da haust ein Riese, gräßlich anzuschauen;
Er ragt acht Fuß ob jedem Mann hinaus,
Kein Ritter und kein Pilger mag vertrauen,
Er komme lebend aus des Wütrichs Haus.
Den schlachtet er, den schindet er elendig ·
Den viertheilt er, den frißt er gar lebendig."

(Ariost, Ras. Roland XV, 43.)

Bd. II. S. 232.

Gegen Lobeck, Hermann und Voß: „Auf folgenden Umstand haben sie keine Aufmerksamkeit gewandt. In jeder Religion, die eine Geschichte hat, findet man ein doppeltes natursymbolisches Moment, ein ursprüngliches und ein reflectirtes*). Der erste Ursprung aller Religion ist natursymbolisch, denn göttlich ist dem Menschen ursprünglich, was er nicht versteht. Die Handlungsweise der Menschen versteht er und weiß ihren feindlichen Einwirkung zu begegnen; den Grund der physikalischen Erscheinungen dagegen weiß er sich aus seiner Natur heraus nicht zu erklären, er flieht voll Entsetzen, oder er wirft sich vor der unbekannten Ursache derselben in den Staub, wie es dem Wilden ziemt, der noch nicht weiß, daß der Geist über die Natur erhaben ist. Diese naive Natursymbolik (!!!)**) des Schreckens, aus welcher der Begriff des Göttlichen hervorgeht, ist aber wohl zu unterscheiden von einer zweiten reflectirten Natursymbolik***), die ihre Spekulationen in die bereits vorhandene Religion überträgt" ****).

*) Anm. d. Setzers. Bim, bam, bam, bim!

**) Bim, bam, bam, bim!

***) Bim, bam, bam, bim!

****) „Die hohe Kraft der Wissenschaft,
Der ganzen Welt verborgen,
Und wer nicht denkt, dem wird's geschenkt,
Der hat sie ohne Sorgen."

Uebrigens, Herr Schmidt, wenn Sie sagen „denn göttlich ist dem Menschen ursprünglich, was er nicht versteht," so ist das ja schon ganz sinnfällig nicht wahr. Denn Ihnen müßte ja sonst die ganze Deutsche Literatur göttlich sein! Oder sollte vielleicht der Fortschritt der Culturentwicklung gerade darin bestehen, daß der Mensch ursprünglich anbetet, später aber beschimpft, was er nicht versteht?

Bd. II. S. 352.

„Ihr (der romantischen Schule) Princip bestand darin, daß der poetische Glaube, das poetische Lebenselement ein anderes sein müsse als das Lebenselement der Wirklichkeit — und in diesem Grundirrthum lag ihre Verwandtschaft mit dem Katholicismus*). Der Protestantismus nahm die Gegensätze des Göttlichen und des Irdi-

*) Anm. d. Setzers. Tout au contraire, umgekehrt, im Gegentheil, mein verehrter Herr Schmidt, wenn Sie erlauben! Hierin — in dem Gegensatz des ideellen Elements mit der Wirklichkeit — würde vielmehr die Verwandtschaft der romantischen Schule mit dem Protestantismus liegen. Denn der Katholicismus, verehrter Gelehrte, hat zu seinem Prinzip gerade die Einheit des ideellen Elements und der Wirklichkeit, eine Versöhnung, die er in Kirche, Kunst und Staat durchzuführen sucht. Der Protestantismus dagegen, ausgehend von der Erkenntniß der Unwahrheit dieser im Katholicismus behaupteten und erstrebten Versöhnung, ausgehend von der Erkenntniß der schlechthinnigen Veräußerlichung und Selbstentfremdung, in welche das ideelle Element in diesem Streben nach Einheit mit der Wirklichkeit gerathen ist, giebt diese Versöhnung wieder auf, vollbringt die radikale Trennung des ideellen Elements und der Wirklichkeit und läßt jede von beiden Sphären sich frei für sich entfalten. Gerade hierdurch kommt es dazu, daß im Verlauf der Jahrhunderte die vom Protestantismus ausgegangene Wissenschaft durch diese ihre exclusive Vertiefung in das ideelle Element das Prinzip der Identität des Ideellen und der Wirklichkeit entdeckt und nun eine viel umfassendere und radikalere Versöhnung beider, als der Katholicismus war, hervorzubringen strebt.

So sind die Dinge in der Wirklichkeit zugegangen, Herr Schmidt! Aber was kömmt Ihnen darauf an! Was macht es Ihnen, für das Prinzip des Katholicismus zu halten, was das Prinzip des Protestantismus ist?!

„Denn anders als in andern Menschenköpfen
Gestaltet sich in diesem Kopf die Welt!"

schen in das menschliche Herz auf**), wo sie sich in concreter Fülle entfalteten***); während sowohl in der alten Kirche wie in dem neuen Jesuitismus der Himmel und die Erde zwei Welten waren, die sich ganz äußerlich bekämpften"****).

**) Bim, bam! Also „in's menschliche Herz" nahm der Protestantismus „die Gegensätze des Göttlichen und des Irdischen auf!" Es ist erstaunlich! Aber wo anders sollte er sie denn überhaupt aufnehmen können? Der Denker nimmt diese Gegensätze in den Kopf auf, Sie, Herr Schmidt, nehmen sie in die Feder auf und jeder Gläubiger nimmt sie in's Herz auf, ob Protestant oder Katholik. Also nicht dies, daß er sie in's Herz aufnimmt, charakterisirt den Protestantismus — wenn Sie sich durchsuchen, Herr Schmidt, werden Sie finden, daß Sie keinen andern Körpertheil haben, der sich zu dieser Aufnahme qualificirt, es sei denn das Maul, denn von Kopf kann bei Ihnen die Rede nicht sein — sondern wie er sie in das Herz aufnimmt, welche Stellung zu einander er ihnen da anweist — das charakterisirt ihn!

***) Bim bam, bam bim!!

****) Welche Confusion! Bim bam bam bam bim!

Bd. II. S. 287.

Bei Gelegenheit der Beurtheilung des „Prinz von Homburg“ von Kleist: „Die freie Heldenkraft empört sich mit dem unmittelbaren Bewußtsein ihrer höheren Berechtigung gegen die hergebrachte Ordnung. Die heidnische Tragödie wußte für diesen Conflict keine andere Lösung, als eine rein äußerliche; (!!) das Gesetz duldet keine Vermittlung.“

Anm. d. Setzers. Wie danke ich Ihnen, Herr Schmidt! Neulich hatte mir ein unwissender Mensch ein Langes und Breites erzählt von den Eumeniden des Aeschylos und dem Oedip in Kolonos des Sophokles und von den kathartischen Stücken des Alterthums überhaupt. Aber, was mir einer auch sagen und zeigen möge, jetzt weiß ich es besser, Dank Ihnen! In der That, warum sollten Sie ein geringeres Recht haben, Aeschylus und Sophokles zu betrampeln, als Goethe und Schiller? Etwa wegen der Ehrwürdigkeit, die sich an höheres Alterthum knüpft? Spaßerei! Wenn Sie den sieben Weisen Griechenlands eine neue Philosophie geben konnten, warum nicht auch Aeschylos und Sophokles eine neue Tragik? Was ich am meisten an Ihnen bewundere, Herr Schmidt, das ist die Allseitigkeit, die Consequenz, die edle Unparteilichkeit Ihrer Bildung! Sich so in allen Gebieten des menschlichen Wissens gleichmäßig blamiren, — das vermag nur eine reine Seele, die sich keiner Schwäche, keiner Vorliebe, keiner schuldvollen Befleckung mit irgend welchem realen Stoff hingiebt. Sich allen realen Stoff, ohne ungerechte Bevorzugung gleichmäßig vom Leibe halten — das erst ist der culminirende Höhepunkt reinen Literatenthums!

Bd. II. S. 362.

Bei Gelegenheit der Beurtheilung von Niebuhr's römischer Geschichte: „Einzelne historische Urkunden aus den **ältesten Zeiten der Stadt** sind uns in völlig beglaubigter Form überliefert."

Anm. d. Setzers. Wirklich, Herr Schmidt, wirklich? Wie ich das las, lief ich damit zu meinem Studenten. Der glaubte, er solle den St. Veitstanz bekommen! Also „historische Urkunden," Herr Schmidt, und „in völlig beglaubigter Form" und noch dazu „aus den ältesten Zeit der Stadt," also mindestens doch noch aus den Zeiten der Könige! Herr Schmidt, grausamer Mann, warum rücken sie nicht heraus mit diesen Urkunden? Denken Sie Sich den Jubel, das Entzücken, die Dankbarkeit unserer Philologen, die weinend an Ihrem Halse hingen! Die Berliner Akademie der Wissenschaften ernennt Sie zum ordentlichen Mitglied, das Institut von Paris fertigt Ihnen ein Ehrendiplom zu, in Oxfort dekretirt man Ihnen eine lebenslängliche Rente von 1000 Pfund! Herr Schmidt, Herr Schmidt, was haben Sie denn eigentlich entdeckt? Sagen Sie es doch wenigstens, Unerbittlicher! Und wo Sie sie nur her haben mögen, diese „historischen Urkunden" und noch dazu „in völlig beglaubigter Form" und nun gar „aus den ältesten Zeiten der Stadt"! Schäker! Sie haben gewiß den notariellen Heirathskontrakt entdeckt zwischen Numa Pompilius und der Nymphe Egeria? Oder doch die Liebesbriefe der Tullia und des Lucius Tarquinius aus der Zeit wo Aruns noch lebte? Oder gar die alten Pontifical-Annalen, die bei der Eroberung Roms durch die Gallier untergingen?

Unnützer Bursche, der Sie sind! Auf acht langen, enggedruckten Seiten beurtheilen Sie Niebuhr und seine Forschungen und abgesehen von der stupenden und wahrhaft gigantischen Unwissenheit, die überhaupt dazu gehört, einen Satz, wie den obigen, drucken zu lassen, haben Sie nicht einmal auch nur einen Blick in Niebuhrs Werk selbst geworfen! Denn sonst würden Sie hierdurch allein schon vor solchem Unsinn bewahrt worden sein! Sie würden z. B. bei ihm gelesen haben (Röm. Gesch. I. S. 276): „viele chronologische Angaben aus Jahrtafeln haben alle Bestimmtheit, welche für die graue Zeit denkbar ist; darauf aber allein beschränkt sich auch das Historische." Und ferner S. 277 daselbst: „Aus dem ganzen Zeitalter der Könige werden an Urkunden nur Servius Tullius Bündniß mit

den Latinern, das Bündniß des letzten Tarquinius mit den Gabinern und eines mit den Sabinern erwähnt.“ Wohlgemerkt, Herr Schmidt, „erwähnt,“ d. h. von Dionysius von Halicarnaß erwähnt, welcher im Jahre 732 nach Erbauung der Stadt, also ungefähr zwanzig Jahre vor Christi Geburt, in Rom lebte; als damals vorhanden erwähnt, und zwar in den Tempeln der Diana und des *Ζεῦς Πίστιος*, nicht aber, Herr Schmidt, daß sie noch heute vorhanden wären. Auch hat sie uns Dionysius ebenso wenig copirt, Herr Schmidt. Oder sollte am Ende die über einen hölzernen Schild gespannte Ochsenhaut, auf welcher, wie Dionysius ausdrücklich sagt (Antiqu. IV. p. 257 ed. Sylburg), die letztgenannte Urkunde eingeschrieben war (*ἀσπὶς ξυλίνη βύρσῃ βοείᾳ περίτονος κτλ*) in dem wunderbaren, ewig kreisenden Stoffwechsel der Natur heute vielleicht Ihren Schädel bedecken, Herr Schmidt, so daß diese Urkunde dann doch noch vorhanden wäre?

Bd. II. S. 363.

„Von denselben Gesichtspunkten (von denen Niebuhr in seiner Römischen Geschichte ausging) ist man dann später bei der Kritik der Urgeschichten aller Völker ausgegangen, und wenn diese einseitige Beschäftigung mit vorhistorischen mythischen Zeiten, die es eigentlich nie zur **künstlerischen** (?!) Darstellung bringen kann, unserem **historischen** Sinn (!) d. h. unserer Fähigkeit, schnell und schlagend den für die Würdigung einer That wesentlichen Gesichtspunkt zu treffen, für den Augenblick **geschadet** hat (!!), da sie mit unserer Neigung zusammenhängt, durch Vielseitigkeil der Gesichtspunkte und durch Vertiefung in anziehendes, aber unfruchtbares Dunkel unsere Gestaltungskraft zu schwächen, (!!) so ist zugleich dadurch unser Gefühl geadelt (!!) und unserer politischen Einsicht — ein Material gegeben, welches nur noch einer freilich langsamen Reife bedarf, um Früchte zu tragen.“!!! *)

Anm. d. Setzers. Welchen Höllensalat von Worten Sie da wieder zusammenbrauen, Herr Schmidt, von Worten, die, wenn wir sie näher analysiren wollten, sich eines gegen das andere mit Lanze und Schwert feindlich erheben würden! Nicht wahr, Herr Schmidt, Aristophanes hat schon Recht, wenn er seine Sophisten anbeten läßt:

„Den Zauber des Worts und den blauen Dunst, Uebertölplung, Floskeln und Blendwerk“
(Aristophanes, Wolken, V. 316).

Mit welcher Miene imponirender Sicherheit Sie wieder diesen ganzen Blödsinn vortragen! Mit wie „altkluger“ Ueberlegenheit Sie von der „freilich langsamen Reife“ sprechen! Und mit welch hoher Unparteilichkeit Sie wieder verfahren! Denn alles, was Sie sowohl für als gegen die Alterthumsforschung sagen, ist von gleicher Sinnlosigkeit. Wie Sie, ein zweiter Zeus,

„Wägend mit gerechten Händen“

genau darauf achten, daß nicht in die eine Wagschale auch nur ein Atom von Sinn mehr als in die andere komme, um keiner zu nahe zu treten! Edler Mann!

Eine Anerkennung verdienen Sie, Herr Schmidt! Nie, nicht in den schmierigsten Abfallgruben der Literatur, habe ich einen Mann entdeckt, der besser, der tiefer als Sie die ganze ungeheure Wahrheit der Worte des Mephistopheles begriffen hätte:

„So schwätzt und lehrt man ungestört:
Wer will sich mit den Narr'n befassen?
Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen."

Das ist das Fundament, auf welchem Ihr ganzes Werk aufgeführt ist!

Uebrigens freut es mich, beiläufig aus dem Obigen zu ersehen, warum Sie eigentlich so unwissend sind. Sie sind es absichtlich. Sie haben Sich — ahnte ich es nicht schon oben S. 37? — von jeder solchen „einseitigen Beschäftigung" frei erhalten, um nicht Ihre „künstlerische Gestaltungskraft" zu schwächen, um nicht Ihrem „historischen Sinn" zu schaden. In der That, wenn Sie nicht glaubten, den Heirathsvertrag zwischen Numa und der Nymphe noch zu besitzen — würde da nicht die Ihnen eigenthümliche „Fähigkeit, schnell und schlagend den für die Würdigung einer That wesentlichen Gesichtspunkt zu treffen", auf dem Spiele stehen?

Bd. II. S. 195.

„Nichts ist mißlicher, als wenn die Cultur einer Nation nicht in ihrer eigenen Natur gegründet, sondern durch eine fremde gewaltsam fortgetrieben wird; es entsteht dann eine immer größere Spaltung zwischen den Einzelnen, die auf einen höhern Punkt durch fremde Hülfe sich gearbeitet, und zwischen der Totalität der Nation."

Anm. d. Setzers. Nach Herrn Julian Schmidt fließt der Rhein nicht zwischen Deutschland und Frankreich, sondern zwischen Deutschland und zwischen Frankreich! Erbarmen, Herr Julian Schmidt Sie tödten Alles, warum auch noch die Sprache?

Bd. II. S. 195.

Es geht unmittelbar nach der vorigen Stelle fort: „Alle Bildung sollte später durch eine schon vorhandene fremde gegeben werden, und was aus eigner Kraft in die Höhe dringen mußte, das sollte ein in fremdem Klima gewachsenes Grün sich auf die Spitze setzen und damit zusammenwachsen, um sogleich fertig zu sein.“

Anm. d. Setzers. Diese Pracht der Bilder ist berauschend. Bedenken Sie, Herr Schmidt, daß Sie zu einfachen Sterblichen reden, welche die Sprache der Götter nicht ertragen können, ohne in Verwirrung zu gerathen! Also: Ein in einem fremden Klima gewachsenes Grün soll herkommen und soll sich der nationalen Bildung auf die Spitze setzen? Nein, umgekehrt: Es soll sich (Dativ) die (Akkusativ) nationale Bildung auf die Spitze setzen — wie man zu sagen pflegt, auf den Hut stecken — so daß nun die grüne Spitze unten und der nationale Boden oben drüber und so beide zusammenwach — Nein, nein, so ist es doch wohl nicht. Umgekehrt: „Und was aus eigner Kraft in die Höhe dringen mußte (Relativsatz als Subjekt), das (Nominativ) sollte ein (Akkusativ) in fremdem Klima gewachsenes Grün sich (Dativ) auf die Spitze setzen“ — um nun mit dieser seiner Spitze in das darauf gesetzte fremde Grün hineinzuwachsen — aber das ist auch bedenklich! denn dann stieße ja wieder das aus eigner Kraft in die Höhe Dringende mit seiner Spitze in das breitere Hintertheil des fremden Grün, hätte dieses auf sich zu balanciren — eine dem vegetativen Reiche, aus dem das Bild genommen, sehr fremde Erscheinung — und hineinzuwachsen, um „fertig“ zu sein. Inzwischen, vielleicht verstehen wir es ein andermal besser, wenn uns dies auch das erstemal noch nicht gelingt. Aber eine einzige Bitte gestatten Sie, Herr Schmidt! Wir wollen Ihnen gern unsre ganze grüne Bildung aufopfern, all' die unfertigen Bursche von Goethe bis auf Hegel, von Platen bis zu Creuzer, nur die Sprache, nur die Sprache wenigstens lassen Sie uns! Wenn Sie uns auch die noch nehmen, was bleibt uns dann übrig, als wie jener Landwehrmann von den Franzosen in derselben Unterstellung sagte: „zu blaffen wie die Hunde?“

Bd. II. S. 217.

„Dagegen verrathen die unter den Protestanten so oft schon wiederholten Klagen über die Kahlheit und Nacktheit ihrer Cultusformen, über den gänzlichen Mangel an Pracht und Luxus des Gottesdienstes eine verkehrte Ansicht des Protestantismus.“

Anm. d. Setzers. Würde es Ihnen nicht gleich sein, Herr Schmidt, lieber zu sagen „eine verkehrte Ansicht von dem Protestantismus“? Sonst ist ja der Protestantismus das Subjekt, welches die ihm im Genitiv beigefügte Ansicht hat — denn, wie ich mich aus der Elementarschule erinnere, Herr Schmidt, steht der Genitivus auf die Frage: wessen? —, während in Ihrem Satze der Protestantismus das Objekt sein soll, über welches man die falsche Ansicht hat. Die Sprache, Herr Schmidt! Gnade wenigstens für die Sprache! Ich habe einen Sohn, Herr Schmidt; der Bengel ist zehn Jahr alt und in der Deklination schon recht erfahren. Wie wäre es, wenn Sie ihm bei einer fünften Auflage die Verbesserung Ihres Werkes übertrügen?

Bd. II. S. 187.

„Es ist unglaublich, bis zu welcher Consequenz der Satz der Identitätsphilosophie: Das Wirkliche ist das Vernünftige, getrieben werden kann."

Anm. d. Setzers. Mein verehrter Herr Julian Schmidt! Unglaublich ist vielmehr nur, bis zu welcher Höhe die Unwissenheit getrieben werden kann! Der Satz: „Das Wirkliche ist das Vernünftige" gehört der Hegel'schen Philosophie, speziell der Hegel'schen Rechtsphilosophie an, und S. 554 haben Sie das ja selbst ganz richtig irgend woher herausgeschrieben. Aber die „Identitätsphilosophie" ist, wie ich häufig in Bierkneipen von jungen Studenten zu erfahren Gelegenheit hatte, ein Name, mit welchem die Schelling'sche Philosophie und zwar gerade in ihrem Unterschiede von der Hegel'schen, bezeichnet wird.

Nicht wahr, Herr Schmidt?

„Mit Wissenschaften hab' ich nichts gemein
Und auch als Knabe nie was lernen mögen.
Den Schädel schlug ich meinem Lehrer ein
Zum Dank; d'rauf war kein andrer zu bewegen,
Daß er mir Bücher lehrt' und Schreiberei:
So hatt' ein Jeder vor mir — große Scheu!"

(Bojardo, Verliebter Roland, 18. Gesang.)

Bd. II. S. 49.

„Fr. Schlegel hatte die beste Absicht, vaterländische Gefühle und vaterländische Geschichte zu erzählen, allein ihm fehlt die Kenntniß, die man sich nicht durch das Studium einiger Tage aneignet, sondern in die man sich hineingelebt haben muß."

Anm. d. Setzers. Nicht wahr, Herr Schmidt, der Friedrich Schlegel war ein oberflächlicher Bursche! So ein Schnellschreiber dem die Kenntniß fehlt, der heut ein Buch anblättert und morgen darüber dociren will! Hineinleben muß man sich in die Dinge, so à la Schmidt, das ist der Casus! Mein Student sagt mir, Herr Schmidt, daß er eine der interessantesten Entdeckungen gemacht habe Die Entdeckung nehmlich, daß Bojardo schon vor so vielen hundert Jahren Ihre Literaturgeschichte auf das Deutlichste vorausgesehen und geschildert habe. Bisheran hätten zwar die Ausleger gemeint, Bojardo meine unter dem „Werk", von dem er spricht, das Eingangsthor zum Zaubergarten Falerinens. Allein dies sei nur die symbolische Einkleidung; in der That habe Bojardo nur Ihre „Literaturgeschichte" vorherverkünden wollen, und zum Beweise dessen, damit männiglich darüber urtheilen kann, folgen hier die in Rede stehenden Verse:

„Nie sah man noch ein Werk von solcher Pracht,
Wie dieses reiche Werk! Ganz aus Juwelen
Von unschätzbarem Werthe war's gemacht.
Statt Schwert und Spieß, die zur Bedeckung fehlen,
Hält dort ein goldbeschuppter Esel Wacht,
Der Ohren hat, ein jedes lang zwei Elen,
Die er gleich einem Schlangenschweife windet,
Beliebig damit hält und packt und bindet."

(Bojardo, Verliebter Roland IV, 56.)

Bd. II. S. 19.

„Einmal wandte sich deshalb Wagner auch an den Philosophen Fichte mit einer so inbrünstigen Leidenschaftlichkeit, daß dieser Mann, dem die Kunst ziemlich fern lag, bestürzt wurde und alle möglichen Hebel in Bewegung zu setzen versprach."

Anm. d. Setzers. Wirklich, Herr Schmidt? So „fern" lag Fichte die Kunst? So daß er nur durch persönliche Bestürzung für Kunstzwecke in Bewegung gesetzt werden konnte? I, Sie Tausendsassa, was Sie nicht alles wissen! — Im Jahre $18^{45}/_{46}$, Herr Schmidt, arbeitete ich in der Druckerei, in welcher damals die Herren Veit u. Co. Fichtes sämmtliche Werke setzen ließen. Daher bin ich ein wenig zu Haus in den Fichte'schen Schriften. Erlauben Sie also, daß ich Ihnen nur zwei Stellen aus den „Grundzügen" — die wollen Sie ja gelesen haben, Herr Schmidt, — anführe, die Ihnen zeigen mögen, wie fern die Kunst diesem Manne lag, wie wenig sie ihn und sein Denken interessirte, wie gleichgültig er sich zu ihr verhielt, wie außerhalb seines philosophischen Gedankenkreises er sie stellte. Bd. VII, S. 58: „Die erste unter der Menschheit am frühesten ausgebrochene und dermalen am weitesten verbreitete Art jenes Ausflusses der Urthätigkeit ist die in Materie außer uns, vermittelst unserer eignen materiellen Kraft; und in dieser Art des Ausflusses besteht die schöne Kunst. Ausfluß der Urthätigkeit, habe ich gesagt, der nur aus sich selber strömenden und sich selbst genügenden, keineswegs der auf Erfahrung und Beobachtung in der Außenwelt sich stützenden. In Materie außer uns, sagte ich, gleichgeltend in welche; ob nun der körperliche Ausdruck des in eine Idee verlornen Menschen — denn nur dieser, nur als solcher, ist Gegenstand der Kunst — fixirt werde im Marmor, gebildet werde auf der Fläche u. dgl., oder ob die Bewegungen eines begeisterten Gemüths in Tönen ausgedrückt werden oder die Empfindungen und Gedanken desselben Gemüths rein, wie sie sind, sich selber in Worten aussprechen: immer ist es Ausströmung der Urthätigkeit in Materie."

Und ib. S. 95: „Was nun jene organische Einheit eines Kunstwerks sei, die vor allen Dingen erst verstanden und begriffen werden müsse, frage mich Keiner, der es nicht schon weiß und dem ich durch das oben Gesagte nicht entweder nur seinen eignen Gedanken wiederholt oder wenigstens ihn blos deutlicher ausgesprochen habe. Ueber

die Einheit eines wissenschaftlichen Werks konnte ich mich Ihnen ganz klar machen und habe es meines Wissens gethan; nicht so über die Einheit eines Kunstwerks. Wenigstens ist die Einheit, welche ich meine, nicht jene Einheit der Fabel und der Zusammenhang ihrer Theile und ihre Wahrscheinlichkeit und die psychologische Fruchtbarkeit und moralische Erbauung derselben, von denen die üblichen Theorien und Kunstkritiken verlauten; — Geschwätz von Barbaren, die sich gern Kunstsinn anlögen, für Barbaren, die sich nur durch andere ihn anlügen lassen! — Die Einheit, welche ich meine, ist eine andere; höchstens durch Beispiele, durch wirkliche Zergliederung und Zusammenfassung vorhandener Kunstwerke in jenem Geiste, würde es sich dem Unkundigen deutlich machen lassen. Möchte sich doch bald ein Mann finden, der sich dieses hohe Verdienst um die Menschheit erwürbe und dadurch, wenigstens in jungen Gemüthern, den fast ganz erstorbenen Kunstsinn wieder anzündete; nur müßte derselbe nicht selber ein junges Gemüth, sondern ein vollkommen bewährter und gereifter Mann sein. Bis nun dieses geschieht, könnten ja die anderen sich des Lesens und Anschauens wirklicher Kunstprodukte, die ihnen wegen ihrer unendlichen Tiefe unverständlich und da der Genuß derselben das Verstehen voraussetzt, auch ungenießbar sind, ruhig enthalten."

Und ferner ib. S. 111: „Bloß in Absicht der Kunst könnte eine Ausnahme von der Strenge der oben aufgestellten Regel erstattet werden. Von der Kunst nehmlich ist die Menschheit noch weit mehr entfernt als von der Wissenschaft und es wird einer weit größeren Reihe von Vorbereitungen bedürfen, daß Sie zur ersten komme, als zu der letztern. In dieser Rücksicht könnten für's erste selbst schwache Versuche an unvollkommenen Werken angestellt, diese Werke zu entwickeln und auf Einheit zurückzuführen, willkommen sein, damit dem größeren Publikum nur erst die Kunst, ein Werk zu verstehen, ein wenig geläufiger werde."

Und ib. p. 164 sq. erklärt er, daß es auf die Frage, worauf der wahre Staat den bei der mechanischen Bearbeitung der Natur entbehrlichen Ueberschuß von Volkskraft verwenden solle, keine andere Antwort gebe, als: „daß er der schönen Kunst geweiht werden solle", damit die Natur „dem höheren geistigen Bedürfnisse des Menschen unterworfen und ihr das majestätische Gepräge der Idee aufgedrückt werde — welches die schöne Kunst giebt".

Können Sie uns nicht sagen, Herr Schmidt, welche persönliche Bestürzung Fichte veranlaßt hat, diese Sätze niederzuschreiben?

Bd. II. S. 70.

„Gegen diese Doctrin (die von Schelling nämlich) erhob Fichte, der seine Stellung in Berlin immer mehr befestigt, die Fahne des reinen Idealismus. Seine Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters (1804—5) waren die letzte Frucht einer vieljährigen Verbitterung."

Anm. d. Setzers. Also der „reine Idealismus," dessen Fahne ja nach Ihnen selbst Fichte hier erhob, ist eine „Frucht vieljähriger Verbitterung!" Also die „Frucht vieljähriger Verbitterung" ist: der „reine Idealismus." Was wir nicht für Resultate erleben würden, wenn sich die Mütter einfallen ließen, ihre Kinder nach den tiefsinnigen Sentenzen Ihrer Literaturgeschichte zu erziehen! Na, vielleicht gelingt es mir, Sie auch noch zum „reinen Idealisten" zu machen, indem ich Ihnen eine „vieljährige Verbitterung" beibringe! — Und wie Sie die Stichwörter kennen, mit welchen man den Krämer gegen alles Hohe und Große einnimmt! Und so in dieser elenden Weise als „letzte Frucht einer vieljährigen Verbitterung" erklären Sie eins der Meisterwerke Deutscher Literatur, welches gerade nur aus der Quelle reinster und wärmster Liebe geflossen ist! O Sie gedankenlose Schmeißfliege, was Sie nicht alles beschmutzen! Haben Sie denn geglaubt, es gäbe gar keinen Deutschen mehr, dem die Culturheiligthümer der Nation am Herzen liegen und der für dieselben gegen Sie eintreten werde?

Bd. II. S. 78.

„Beide (Fichte und Schelling) haben es gleichmäßig verstanden, hinter hochklingenden Formeln, deren Sinn und Zusammenhang man nur schwer erkennt*), halbe Wahrheiten auszusprechen, die erst durch bedingte Anwendung Halt gewinnen**). Beide sind später durch einen größeren Virtuosen***) überflügelt worden."

Anm. d. Setzers.

*) „Freilich bequem vollbringt sich das Schuftige unter den Menschen,
Doch mühsam handhabt, Wackeres, Kyrnos ein Mann."
(Theognis.)

**) Wie schön gesagt!

***) Hegel!

Bd. II. S. 81.

„Auch Fichte ist trotz seines vermessenen Dogmatismus nur ein Suchender.“

Anm. d. Setzers. Wissen Sie das genau, Herr Schmidt? Ich hatte immer gedacht, er wäre Gott Vater in eigner Person gewesen! Was Sie doch die Leute tief und unterscheidend zu charakterisiren verstehen!

Bd. II. S. 79.

„Fichte, der Apostel der geschichtlichen Welt, ist auf dem Gebiet der Geschichte nicht blos von einer erstaunlichen Unwissenheit, (!!!) sondern er hat für die Wissenschaft der Geschichte weder Sinn noch Talent.“ (!!!)

Anm. d. Setzers. Wie! Fichte von einer „erstaunlichen Unwissenheit!“ Und nun gar noch „auf dem Gebiet der Geschichte,“ er, der für die Naturwissenschaften in der That keinen Sinn hatte und auch keine besondern Kenntnisse in diesem Reich beanspruchte, er, der gerade an dem geschichtlichen Gebiet das Eruditionsfundament seines Denkens hat! Fichte, ein Mann, der stets ein sehr bedeutender Gelehrte gewesen wäre, wenn er nicht vorgezogen hätte, einer der größten Philosophen zu sein! Fichte von einer „erstaunlichen Unwissenheit“? Und das wagen Sie zu sagen, Sie Schwabenspiegler, Sie Sieben-Weiser, Sie Ignorantenkaiser — doch freilich eben nur ein solcher kann das sagen. Ein Anderer würde sich nicht dazu hergeben. Mit solcher Frechheit wagen Sie es die größten Deutschen Geistesheroen, in Gott und der Welt nichts von ihren Werken wissend, zu beschimpfen?

Als ich dies meinem Studenten zeigte, sagte er mir: Ueberbucken — sei die einzige Antwort, die sich darauf geben lasse!

„Schweinshauer streckt er aus dem Maule trutzig.
Die Schnauz' ist lang, die Brust von Geifer schmutzig.“
(Ariost, Ras. Roland XVII, 130.)

Bd. II. S. 131.

„Darin lag der Grundfehler Fichte's: seinem scharfen Denken fehlte es an jenem reichhaltigen und sorgfältig angeschauten Stoff, der diesem Denken allein den wahren Inhalt geben kann. — — Seine positiven Kenntnisse waren unzureichend" ꝛc.

Anm. d. Setzers. Warum sind Sie denn eigentlich, Herr Schmidt, immer so vernichtend gegen Fichte und erdrücken ihn beständig durch die Ueberlegenheit Ihrer positiven Kenntnisse? Ich glaube den Grund entdeckt zu haben. Eine seiner populärphilosophischen Schriften, die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" haben Sie zwar nicht gelesen, bei Leibe nicht! aber doch in zehn Minuten durchblättert, wie mir einige Stellen in Ihrem Buch gezeigt haben, auf die ich noch zu sprechen kommen werde. Bei diesem Durchblättern stieß Ihr Auge auf eine Stelle, in welcher Fichte das gegenwärtige Zeitalter der „leeren Freiheit", wie er es nennt, also charakterisirt (Bd. VII. S. 22): „Es hat vor dem Zeitalter der Wissenschaft den großen Vortheil, daß es alle Dinge weiß, ohne je etwas gelernt zu haben und über alles was ihm vorkommt, sofort und ohne weitern Anstand urtheilen kann, ohne jemals der vorhergehenden Prüfung zu bedürfen." Das haben Sie nun für eine persönliche Malice gehalten, die Fichte Ihnen habe sagen wollen, und rächen Sich dafür!

Pfui, Herr Schmidt, wer wird so rachsüchtig sein!

Bd. II. S. 134.

Ueber Fichte's am 27. Januar 1814 erfolgten Tod: „Ein Tod in der schönsten Blüthe aller Ueberzeugungen, vor jener unvermeidlichen Rückwirkung, die auf alle Begeisterung folgt und verklärt durch das Bewußtsein, daß man das Seinige dafür gethan, ist gewiß beneidenswerth."

Anm. d. Setzers. „Beneidenswerth," mein frecher Mosjöh, ist blos die Stirn, mit welcher Sie Sich dies belletristische Brillantfeuerwerk arrangiren! Wie artistisch gelungen, Fichten, weil er noch während der Freiheitskriege stirbt, sterben lassen „in der schönsten Blüthe aller Ueberzeugungen", noch „vor jener unvermeidlichen Rückwirkung," die sonst auf seine „Begeisterung" hätte eintreten müssen! Wie plausibel für Jeden, der gleich Ihnen niemals die Nase in Fichtes Werke gesteckt hat! Hätten Sie das aber gethan, so würden Sie gewußt haben, mein theurer frère ignorantin, daß Fichte gar nicht die Zeit nach den Freiheitskriegen zu erleben brauchte, um von seinen Illusionen zurückzukommen — weil er nämlich gar keine hatte! Sie würden dann gewußt haben, daß Fichte in seinen gerade 1813 während des Kriegs geschriebenen „politischen Fragmenten" z. B. den Aufruf des Königs von Preußen „an sein Volk" also charakterisirt (Werke Bd. VII. S. 551): „Wenn nun der unterjochte Fürst an sein Volk appellirt, heißt das: wehret euch, damit ihr nur meine Knechte seid und nicht eines Fremden. Sie wären Thoren. Ich trage meine Säcke, sagt die Fabel. Freilich ist das Geheimniß des gegenwärtigen Kriegs, daß die Bürde zu schwer ward, und wir sind entbrannt nur um die Erleichterung &c." Welch „schöne Blüthe der Ueberzeugungen," Herr Schmidt! Sie würden ferner daselbst gesehen haben, daß Fichte auch nicht die geringste Hoffnung auf die Freiheitskriege für die innere Entwicklung setzte, vielmehr mit einer fast erschreckenden Scharfsichtigkeit das ganze Deutsche Elend mit allen seinen Erscheinungen von heute sich unerbittlich vorhersagt. Nur eine einzige kleine Stelle zum Beweis ib. S. 567: „Jetzt, da ihr sie (die Deutschen Stämme) untereinander laßt, werden angefeuerte, von Volksgefühl erhobene Jünglinge bei den sich darbietenden Gelegenheiten zur Vergleichung diese Unart lassen? Ich fürchte, ihr säet neuen Haß! Ihr Fürst, sein glänzender Hof, sein Ansehen und äußere Würden, und kurz was es sei — Alles dient ihnen zur Erregung der Eitelkeit.

Die glänzenden Sklavenketten sogar." — — — „Wenn wir daher nicht im Auge behielten, was Deutschland zu werden hat (hier ist von einer nach Fichte späten, späten Zukunft die Rede, Herr Schmidt), so läge an sich nicht so viel daran, ob ein Französischer Marschall, wie Bernadotte, an dem wenigstens früher begeisternde Bilder der Freiheit vorübergegangen sind, oder ein Deutscher aufgeblasener Edelmann ohne Sitten und mit Rohheit und frechem Uebermuth über einen Theil von Deutschland gebiete."

Als ich neulich in Hamburg konditionirte, mußte ich in dem I. Theil der „Demokratischen Studien" einen Artikel setzen, betitelt: „Fichte's politisches Testament"; diesen empfehle ich Ihnen, wenn Sie Sich weiter über die Sache unterrichten wollen.

Was sagen Sie nun aber zu dieser Blüthe der Ueberzeugungen, zu dieser Begeisterung? Wie glücklich, wie beneidenswerth Fichte, daß er damals so in seiner höchsten Begeisterung hinstarb, ohne den Rückschlag nach den Freiheitskriegen zu erleben! — Werden Sie Feuerwerker, Herr Schmidt, aber hören sie auf, Literarhistoriker zu sein!

Bd. II. S. 128.

„Ein glücklicherer Stern ging Fichte auf. Die Noth des Vaterlandes belehrte ihn über die Nichtigkeit seiner weltbürgerlichen Ideale; in der Fortdauer der deutschen Unabhängigkeit sah er die Rettung der Weltgeschichte und in dem Preußischen Staat, dem er jetzt mit voller Seele angehörte, wenn er auch die augenblickliche schwächliche Haltung desselben mit bitterem Schmerze empfand, die nothwendige Form der deutschen Entwickelung."

Anm. d. Setzers. Hollah Hoh! Jetzt soll Fichte zum Gothaer, zum Kleindeutschen gepreßt werden! Fort mit den Fingern, Herr Schmidt, oder ich schlage so drauf, daß Sie sie nie wieder nach einer so leuchtenden Gestalt ausstrecken! Fichte concludirt vielmehr ausdrücklich, und zwar gerade in jenen 1813 kurz vor seinem Tode geschriebenen Fragmenten, keiner der jetzt bestehenden einzelnen Staaten könne Deutschland herstellen; Bd. VII S. 570: „Wenn nun z. B. Oesterreich oder Preußen Deutschland eroberten, warum gäbe dies nur Oesterreicher, Preußen, keine Deutsche? Wie ist eine Oesterreichische, Preußische und wie eine Deutsche Geschichte verschieden? Dies ist gründlich zu behandeln: darauf kommt alles an; denn eben hier stehen die Deutschen." Er erblickt einen tiefen Unterschied zwischen dem Nationalcharakter der Deutschen und den sämmtlichen einzelnen Staaten. Er erklärt ausdrücklich ib. S. 571: „Kein bestehender Landesherr kann Deutsche machen, es werden Oesterreicher, Preußen u. s. w." Sehen Sie nur über alles das den vorbezogenen Art. in den demokr. Studien nach, Herr Schmidt. Fichte war nun einmal so bornirt, daß er glaubte, nur eine Republik könne die Deutsche Einheit herstellen, und es hat nicht Noth, Herr Schmidt, daß Sie ihm von Ihrem eigenen Verstande abgeben. Hat nicht Noth!

„Behalte froh, was Dir beschieden,
Genieße still, was Du nicht hast."

Bd. II. S. 129.

„Die Reden (Fichte's an die deutsche Nation) knüpfen an die „Grundzüge" an und es macht einen halb komischen, halb rührenden Eindruck, daß Fichte den wahren Sinn derselben vergessen hat." (!!!) Und bald darauf: „Aber als die mächtigste Idee für die Erhebung des Menschengeschlechts stellt er diesmal das Gegentheil von dem dar, was er in den Grundzügen gepredigt, die Vaterlandsliebe."

Anm. d. Setzers. Also einen „halb komischen, halb rührenden Eindruck" machen Ihnen die Reden Fichte's an die „Deutsche Nation," und zwar deswegen, weil er den „wahren Sinn" der „Grundzüge", an die er selbst diese Reden als eine Fortsetzung derselben anknüpft, „vergessen" habe? I Sie komischer Rührpeter! Wie kommen Sie denn zu der überschwenglichen Anmaßung zu glauben, Fichte würde den wahren Sinn seiner eigenen Vorträge, die er ausdrücklich als Grundlage der „Reden" herbeizieht, vergessen haben, und Ihnen, der Sie Ihre Urtheile wie Ihr Wissen aus Journalartikeln beziehen, beim Trödler kaufen, wäre es gegeben aus dem Himmel Ihrer Ueberlegenheit mit komischer Rührung auf die rührenden Widersprüche dieses guten armen Fichte herunterzusehen, der den „wahren Sinn" seiner eigenen Vorträge, indem er sie fortzusetzen erklärt, „vergessen" habe! Aber Sie glauben das auch gar nicht ernsthaft. Sie können es gar nicht glauben, denn wir werden im Verlauf sehen, wie Sie Ihren Fichte „gelesen" haben! Es ist nur wieder so eine Manier sich vor dem Publikum zu drapiren und den Schein einer Wunder wie überlegenen Kritik anzunehmen! Die Reden an die Deutsche Nation, Herr Schmidt, enthalten in Wahrheit auch nicht Ein Wort, welches den „Grundzügen" widerspricht. Worin soll denn der Widerspruch bestehen? Ach so, Sie haben es uns schon S. 128 gesagt, Fichte sei jetzt durch „die Noth des Vaterlandes über die Richtigkeit seiner weltbürgerlichen Ideale belehrt" worden, und an der obigen Stelle sagen Sie es noch deutlicher, Fichte habe diesmal „das Gegentheil von dem aufgestellt, was er in den Grundzügen gepredigt, die Vaterlandsliebe." Zuvörderst nun werden Sie das Stichwort „Weltbürgerthum" in dieser pointirten Form und mit all dem schiefen Sinn, der sich eben nur an diese Form

knüpft, bei Fichte überhaupt nicht finden. Wissen Sie denn gar nichts davon, daß Fichte schon 1800 den „geschlossenen Handelsstaat" schrieb, in welchem er sich streng auf den Boden nationaler Selbständigkeit stellend, den nationalen Staaten sogar das Recht der Absperrung gegen einander zuspricht? Aber abgesehen von alledem: Seit wann sind denn Vaterlandsliebe und weltbürgerliches Streben Gegentheile? Für gewisse Zeitungsschreiber — mag sein. Aber seit wann auch für die Philosophen? Ich werde versuchen, Herr Schmidt, Ihnen so weit dies in aller Kürze thunlich, eine Laterne darüber in den Kopf zu hängen, wie das Alles bei Fichte zusammenstimmt. In den „Grundzügen" geht Fichte bereits aus von dem Begriffe eines „vernünftigen Weltplans," der langsam und vermöge „nothwendiger Glieder und Epochen des Erdenlebens" die Entwicklung der Gattung zur Freiheit realisire. In diesen Vorträgen entwickelt er nun nur die zeitlichen Gliederungen dieses Entwicklungsweges zur Freiheit, die stufenweise Folge der Zeitprincipien oder die Zeitalter. Nun begreifen Sie vielleicht schon hier, Herr Schmidt, daß ein Philosoph, der einmal „nothwendige Glieder und Epochen" dieser Entwicklung annimmt, der also eine **Gliederung** derselben überhaupt, eine zeitliche Gliederung der Entwicklung als nothwendig setzt, auch eine räumliche Gliederung dieser Entwicklung, d. h. also eine Entwicklung durch besondere Volksgeister als vernünftig wird annehmen müssen und daß er, weit entfernt das Bestehen besonderer Volksgeister auszuschließen, wenigstens danach wird streben müssen, einen vernünftigen Zusammenhang zwischen jener zeitlichen Gliederung — Epochen — und dieser räumlichen Gliederung — Volksgeister — der weltgeschichtlichen Entwicklungsarbeit zu begreifen und also auch die Volksgeister als etwas Nothwendiges in derselben und als Träger gewisser Entwicklungsstufen anzusehen.

Dies bildet nun in der That den engen innern Gedankenzusammenhang zwischen den „Grundzügen" und den „Reden an die Deutsche Nation". Hier will Fichte definiren, was „Vaterlandsliebe," was Liebe des Einzelnen zu seiner Nation sei, findet mit Recht, daß dies zusammenfalle mit der Frage „was ein Volk sei, im höheren Sinne des Wortes" und definirt nun ein „Volk" als eine Gemeinschaft von „mit einander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, welche insgesammt unter einem gewissen besondern Gesetze der Entwicklung des Göttlichen stehen" oder, wie er sich daselbst auch ausdrückt, unter „dem-

selben geistigen Naturgesetz" und seiner Entwicklung stehen (Werke Bd. VII. S. 381 ff.). Fichte war nun so „komisch," Herr Schmidt, wie Sie wahrscheinlich sagen würden, daß er glaubte, das Deutsche Volk sei ein nothwendiges Moment in der Realisirung des „göttlichen Weltplans," welcher schon das Fundament der Grundzüge bildet, ja das Deutsche Volk sei gerade der Träger des Begriffs, auf welchen einst das Reich der Zukunft, das Reich der vollendeten Freiheit gebaut werden solle. Welche „komische" Inconsequenz zwischen den Grundzügen und den Reden, welcher lächerliche Gegensatz zwischen Fichtes „Weltbürgerlichen Idealen" und Fichtes „Vaterlandsliebe" besteht, können Sie ja schon ganz äußerlich daraus entnehmen, daß Fichte in dem ergreifenden Schluß seiner Reden an die Deutsche Nation den „göttlichen Weltplan selbst" — und auch die Franzosen ausdrücklich mit eingeschlossen — uns beschwören läßt, uns zu erheben und unsere Selbständigkeit zu vertheidigen, und hierdurch seine, des göttlichen Weltplans „Ehre und Dasein zu retten," da er ohne uns zu Grunde gehen müsse — immer derselbe Weltplan, Herr Schmidt, von dem schon die „Grundzüge" ausgehen! Ja, wie wenig von einem Widerspruche hier die Rede ist, wie absolut falsch und nur aus Ihrer gänzlichen Gedankenlosigkeit erklärlich Ihr Urtheil ist, bei Fichte habe immer nur „ein geistvolles Ergreifen der augenblicklichen Stimmung stattgefunden" (wie Sie S. 70 Ihrer Sudelschrift u. a. a. St. sagen), das er uns umsonst als System und Methode verkaufen wolle, hätten Sie ja am einfachsten aus seiner „Staatslehre" ersehen können, wo Fichte (W. Bd. IV. S. 420—428) dem deutschen Volke genau dieselbe Bedeutung für die Entwicklung des Weltplans, wie in den Reden, zuweist. Von uns, meint er, solle dereinst das Reich der Zukunft ausgehen. — „Für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt." „Nur von den Deutschen, die seit Jahrtausenden für diesen großen Zweck da sind und langsam demselben entgegenreifen — ein anderes Element ist für diese Entwicklung in der Menschheit nicht da." Ja, hier in der „Staatslehre" (S. 419) definirt er von Neuem was ein Volk sei, und definirt dies als einen Haufen, welcher unter „Einer Grundansicht sittlicher Welt" stehe. Dies ist Fichtes Auffassung des Begriffs: Volksgeist, und ohne denselben existirt ihm kein Volk. Ohne diese Eine Grundansicht sittlicher Welt, sagt er daselbst ausdrücklich, gäbe es nur „zerstreute Naturmenschen, Wilde, Cannibalen, die denn doch Ehen, Eltern und Kinder haben." Was Sie also für Fichte'sches Weltbürgerthum halten, ist ihm vorläufig — Cannibalismus, Herr Schmidt! Was Sie doch Ihren Fichte gründlich

studirt haben! Es ist eine Freude es mit anzusehen! Und wiederum, damit Sie nicht in den umgekehrten Irrthum über Fichte verfallen: Wenn er an einer Stelle der Grundzüge (VII. S. 29) — er spricht daselbst ausdrücklich von einer Zukunft „nach Jahrhunderten oder auch Jahrtausenden" — den Zweck des göttlichen Weltplans dahin angiebt, am Ende dieser Zeit „alle Völker zu einer einigen großen Gemeine zu vereinigen," so hat Fichte auch in der „Staatslehre" (1813) diesen Gedanken nicht aufgegeben. Er sagt vielmehr an der zuletzt angeführten Stelle derselben ausdrücklich, nachdem er jene „Eine Grundansicht der sittlichen Welt" als die „Volksgesinnung" ausgesprochen, diese Volksgesinnung sei: „das eigentlich das Volk zum Volk machende, sein Punkt zwischen dem Wilden und dem Bürger des Rechtsreiches (Reiches der Zukunft)."

Fichte faßt also, wie Ihnen jetzt klar geworden sein wird, Herr Schmidt, die Völker und Volksgeister als die nothwendigen Entwicklungsformen des göttlichen Weltplans oder des am Ende aller Entwicklung einst — in Jahrhunderten oder Jahrtausenden — eintretenden Rechtsreiches, und Sie werden jetzt begreifen, wie mindestens bis dahin zwischen seinen „weltbürgerlichen Idealen" und der „Vaterlandsliebe" bei ihm kein Widerspruch ist, am wenigstens für uns Deutsche, auf welche er — mit ausdrücklicher Ausschließung Ihrer, Herr Schmidt, — dies Reich der Zukunft bauen will.

Sie erwidern freilich:

„Dem Mönch und Doctor mag die Schule taugen.
Wir, mein' ich, wissen soviel als wir brauchen."

(Bojardo, Verl. Roland, 18. Ges.)

Bd. II. S. 80.

„Der Eifer mit dem Fichte in seinen neueren Schriften für das Christenthum eintritt, ist nichts Gemachtes noch Willkührliches. Man darf die Construction vom ewigen Sein als erstes Princip der Offenbarung derselben (? wessen ?) in der Form des Bewußtseins ꝛc. und in Beziehung auf das Christenthum und dessen Geschichte in's Auge fassen, (!) so wird man leicht gewahr, (!) daß eben dies die Meinung sei, welche dem Arianismus zu Grunde liegt. (!!) Jeder, der die ersten Principien so faßt, (!!) wird die Grundlehre des Christenthums, die Lehre von der Dreieinigkeit auch nur gerade so wie die Arianer gelten lassen, (!) sie eben so auslegen oder andeuten. Wäre die Fichte'sche Ansicht des Christenthums, vom Normalvolk, von Melchisedek, Johannes ꝛc., auch nur eine Theorie derjenigen Denkart, die man gewöhnlich mit dem Namen der Aufklärung bezeichnet, (!!) so würde ihr der Ruhm bleiben müssen, über das Wesen derselben zuerst wahres Licht verbreitet und sie metaphysisch begründet zu haben.“ (!!)

A. d. S. Herr Schmidt, Herr Schmidt! Sind Sie denn ganz von Gott verlassen? Reitet Sie denn der leibhaftige Teufel? Was schreiben Sie denn da für einen haarsträubenden Blödsinn zusammen? Welcher grausame Spaßvogel hat Sie denn zum Besten gehabt und veranlaßt, sich so grenzenlos zu blamiren? Wenn ich all' den Unsinn herausschälen wollte, der in den obigen Paar Sätzen, die Sie mit so gespreizter Kennermiene vortragen, enthalten ist, da müßte ich ja sieben Folianten voll schreiben! Dafür bewahre mich nun freilich Gott! Aber ganz kann er Ihnen nicht geschenkt bleiben. Also kommen Sie her, Herr Schmidt, auf daß ich anfange, mit Ihnen zu analysiren nnd zu citiren!

Wie? Sie wollen nicht, daß ich wieder citire? Sie sagen, Sie hätten schon genug; es langweile Sie? Mich auch, Herr Schmidt! Glauben Sie mir, wenn die Operation Ihrer Brandmarkung, die ich vollziehe, für Sie schmerzhaft ist, so ist sie für mich ekelhaft und daher eben so unangenehm wie für Sie selbst. Aber ich kann

weder mir noch Ihnen helfen! Es muß sein! Warum? Ich will Ihnen diese Nothwendigkeit erklären, Herr Schmidt, damit Sie Sich um so eher mit christlicher Geduld den Schmerzen der Operation unterwerfen, wenn Sie einsehen, daß sie zum gemeinen Besten unerläßlich ist.

Was will ich eigentlich von Ihnen, Herr Schmidt? Was sind Sie mir? Sie haben mir nie etwas gethan. Ich kenne Sie nicht, habe Sie nie gesehen. Da führt mir Ihr und mein böses Schicksal den zweiten Theil Ihres Buches zur Hand.

Ich habe ihn mit immer steigender Erbitterung, mit immer wachsendem Ekel zu Ende gelesen. Warum ich ihn nicht lieber weit fort von mir warf? Ich hatte noch nie — und ich bin ein allbelesener Setzer, Herr Schmidt, ich kenne das Schlechte wie das Gute — einen so erstaunlichen Grad unerhörtester Unwissenheit, noch nie einen so gleichmäßig fortlaufenden, hinter große Worte versteckten Wust completten Blödsinns, verbunden mit einer so unglaublich süffisanten Fertigkeit im Absprechen und Verneinen unsrer größten Geistesheroen in irgend einem Buche gefunden. Kein noch so großer Dichter, kein noch so gewaltiger Denker, kein noch so verehrungswürdiger Gelehrte, den Sie nicht zausen, als wenn er ein unreifer Bube wäre!

Alles dies wieder — denn Gerechtigkeit muß man Jedem widerfahren lassen — verbunden mit einer eben so großen und unerreichten Meisterschaft, durch eine künstliche Zusammenfügung der Worte für unkritische Augen den Schein zu erregen, als wäre ein Wunder wie tiefer Sinn, oder doch mindestens irgend ein Sinn verborgen, wo doch nur totale Gedankenlosigkeit und Unkenntniß der Sache vorliegt, verbunden ferner mit dem billigen Kunstgriff, durch einige zwischen Schlafen und Wachen genommene Excerpte aus einer Schrift, den Schein zu erregen, sie gelesen zu haben.

Ich begriff, welche Verwüstungen gerade ein solches Buch in unserem Publikum anrichten könne. Ich sah auf dem Titel, daß es die vierte Auflage dieser angeblichen „Literaturgeschichte" sei. Ich hörte, daß Sie dem Vernehmen nach durch literarische Cliquen sich bereits eine Art Autorität im großen Publikum erworben haben sollen. Ich begriff sofort, wie fein und sicher Ihr Calcül gewesen. Denjenigen, welche die Dinge nicht besser verstehen als Sie, imponiren Sie gerade durch Ihr Unverschämtheit, Ihr Absprechen, Ihre Sicherheit. Vor denen aber, welche in der Lage wären, Sie enthüllen zu können, glaubten Sie sicher sein zu dürfen. Denn wer von diesen, sagten Sie sich, würde sich dazu hergeben, Sie zu widerlegen!

So haben Sie mit Ihren

„höllischen Latwergen
In diesen Thälern, diesen Bergen
Weit schlimmer als die Pest gehaust“

und könnten noch lange Jahre die Gemüther verpesten.

Da begriff ich, daß es Pflicht sei, ein Beispiel zu statuiren und den Augiasstall Ihres Werks durchzumisten. Am einfachsten wäre es freilich, wenn man Ihnen durch die Polizei das Schreiben verbieten lassen könnte. Indeß die Polizei hat in der Literatur nichts zu thun und so müssen wir uns entschließen, schon selbst den Scharfrichter zu machen und Ihnen das Brandmarkungsmaal — Sie wissen, bei literarischen Galgenvögeln wird es auf die Stirn gesetzt, zum Unterschied von den gewöhnlichen Galeerensclaven, die es auf der Schulter tragen — aufzubrennen. Vierzehn Tage, beschloß ich, Ihnen zu diesem Zweck zu widmen — kein kleiner Entschluß, Herr Schmidt! Aber Sie sehen selbst, es ist zum Besten der Nation, es muß sein. Resigniren Sie Sich also, wie ich mich resignire! — Bis dahin war ich ohne allen persönlichen Groll gegen Sie. Aber ich will ganz aufrichtig gegen Sie sein. Begreifen Sie, was es heißt, 14 Tage lang eine solche Latrine zu durchwühlen, während ich an einem ordentlichen Werke sitzen könnte? Wenn ich daran denke, gerathe ich allerdings auch in persönliche Wuth und schon sind acht Tage vorüber — also Marsch, Bube! ohne Weiteres die Eisen her und still gestanden!

Also zuerst: Fichte ist mit einem solchen „Eifer für das Christenthum eingetreten“? Haben Sie gar nichts davon gehört, Herr Schmidt, daß Fichte wegen der Anklage des Atheismus seine Professur in Jena verlor? In der „Appellation an das Publikum“, die Fichte in diesem Streithandel ergehen ließ, nimmt er kein Blatt vor den Mund. Er sagt ausdrücklich: „Der Begriff von Gott als einer besondern Substanz ist ein unmöglicher und widersprechender. Nur die fromme Einfalt bildet sich Gott als eine ungeheure Ausdehnung durch den unendlichen Raum. Die Gegner nehmen einen solchen substantiellen Gott blos um der Sinnenwelt willen an. Es ist ihnen blos um den Genuß zu thun. Ihr Gott ist der Austheiler des Glücks und Unglücks an die endlichen Wesen. Dadurch legen sie aber nur ihre radicale Blindheit über geistige Dinge an den Tag. Wer Genuß will, ist ein sinnlicher fleischlicher Mensch ohne Religion! Wer Glückseligkeit erwartet, ist ein Thor. Sie ist nicht möglich. Die Erwerbung derselben und ein Gott, den man ihr zufolge annimmt, sind Hirngespinnste. Ein

solcher Gott ist ein böses Wesen, ein Fürst dieser Welt, ein heilloser Götze." Ist das deutlich, Herr Schmidt, selbst für Sie? Was meinen Sie zu diesem „Eifer für's Christenthum"?

Und da Fichte sich den Verweis, den er von seiner Regierung für seine „unvorsichtigen Sätze" erhalten sollte, nicht gefallen lassen wollte, so kam es dahin, daß Fichte seine Stelle verlor und nach Berlin reiste, wo man ihn heute nicht sehr gut aufgenommen haben würde.

Ja so! Sie werden einwerfen, Sie hätten ja ausdrücklich nur von den „neueren Schriften" Fichtes gesprochen!

Inzwischen, glauben Sie, Herr Schmidt, halten Sie es auch nur für wahrscheinlich, daß Fichte in seinen spätern Schriften einen so enormen Abfall von sich selbst begangen haben sollte?

Die Fichte'sche Philosophie scheitert an einem gewissen Punkt, den sie sich auf verschiedene Weise vergeblich zu überwinden bemüht. Aber innerhalb ihrer ist sie streng consequent. Selbst Hegel, dem Sie vielleicht einiges Auge nicht absprechen werden, wo es sich darum handelt, die Inconsequenzen seiner Vorgänger zu entdecken, erkennt dies wiederholt an. Er hebt ausdrücklich hervor (Gesch. d. Ph. III, 612), daß Fichtes „speculative Philosophie streng consequent fortschreitet" und ib. S. 615 lobt er an ihr „Einheit des Prinzips und den Versuch, wissenschaftlich consequent den ganzen Inhalt des Bewußtseins daraus zu entwickeln."

Freilich spricht Hegel hier von Fichtes eigentlicher, streng speculativer Philosophie, während Sie, Herr Schmidt, immer nur die popularphilosophischen Reden und Schriften Fichtes angeblättert und dabei im Traume hin und wieder excerpirt haben — nicht gelesen, Herr Schmidt, — was Sie doch nicht abhält, mit größter Sicherheit immer den ganzen Fichte'schen Standpunkt zu beurtheilen. Ueber diese popularphilosophischen Vorträge sagt nun Hegel, der sich zu derartigen Bemühungen immer etwas zu vornehm verhält, sie seien „ohne philosophisches Interesse für ein allgemeines Publikum, eine Philosophie für aufgeklärte Juden und Jüdinnen, Staatsräthe, Kotzebue" (Hegel, Gesch. d. Ph. III, 640).

Und irre ich nicht sehr, so ist es gerade dieser Satz, der Sie zu Ihrer unglücklichen Aeußerung veranlaßt hat. Der ganze Satz bei Hegel lautet nehmlich so:

„In seinen späteren populären Schriften hat Fichte Glaube, Liebe, Hoffnung, Religion aufgestellt, ohne philosophisches Interesse für ein allgemeines Publikum 2c. 2c."

Hieraus haben Sie denn gemacht, Herr Schmidt, daß er in seinen „neuern Schriften mit Eifer für das Christenthum eingetreten sei" — und dann haben Sie das mit der Ihnen eigenthümlichen Tiefe noch mit dem Arianismus in Verbindung gebracht. Aber gerade je größer ein Gewährsmann ist, um so weniger darf man seine kurzen gedrungenen Sentenzen in der Form plagiren, daß man sie durch angebliche Synonyma paraphrasirt und erweitert, zumal wenn man so ganz und gar nichts von der Sache versteht, von der die Rede ist, wie Sie. Man risquirt sonst immer, ins Bodenlose zu fallen. Und das ist Ihnen denn auch hier bei Ihren unschuldigen synonymischen Stilübungen passirt, Herr Schmidt.

Ich werde nicht versuchen, Herr Schmidt, Ihnen das wirkliche Verhältniß klar zu machen, welches zwischen den popularphilosophischen und den streng philosophischen Schriften Fichte's besteht und die Art von Verschiebung der Prinzipien, die in jenen ersteren eingetreten ist. Das würde mich zu weit führen, Herr Schmidt, selbst abgesehen davon, daß die Römer-Urkunde Ihres Schädels — Sie erinnern Sich doch noch von Seite 39, Herr Schmidt? — doch einen nicht zu überwindenden Widerstand entgegensetzen würde.

Aber so viel, Herr Schmidt, werden Sie vielleicht begreifen: Jeder speculative Philosoph hat einen gewissen Drang, seinen Gedanken der Wirklichkeit anzunähern und in dieser selbst die Ahnung und unklare Regung dieses seines Gedankens nachzuweisen. Die speculative Philosophie hatte dabei ein doppeltes Interesse, einmal die größere Expansion, die praktische Verbreitung ins große Publikum, die sie dadurch erlangen kann, und zweitens den theoretischen Nachweis der Uebereinstimmung des eignen Denkens mit der realen Wirklichkeit, den theoretischen Nachweis, daß diese letztere nur eine Entwicklung und Hinbewegung zu ihrem eigenen Gedanken und eine Bestätigung desselben sei. Hierzu hat nun seit ewigen Zeiten für jeden speculativen Philosophen immer die Religion dienen müssen, sei es, daß man jene ahnende Uebereinstimmung mit dem eignen Gedankenprinzip blos in sie hineinlegte, sei es, daß man sie wirklich in ihr nachwies. Natürlich ist, und in beiden Fällen, dabei jedesmal etwas ganz anderes aus der Religion gemacht worden, als sie für sich selbst war. Das hat denn nun auch Fichte gethan, wie so viele vor ihm und viele nach ihm, und so kam es, daß Sie bei dem Durchblättern seiner „Grundzüge" 2c. die Namen: Melchisedech, Johannes 2c. fanden — und daher sofort in Ihrem oben citirten Satz in Parenthese setzen zum paradirenden Beweis, wie genau Sie gelesen haben — was

Sie natürlich sofort nicht wenig in Ihrer Meinung von „Fichte's Eifer für das Christenthum“ bestärkte. Wenn Sie eine Ahnung hätten, Hr. Schmidt, zu was allem sich seit dem Briefe an die Hebräer der Melchisedech schon hat hergeben müssen, so würde Sie das gar wenig gewundert haben! Und nun vollends des Johannes-Evangeliums, des *Logos*-Evangeliums, Hr. Schmidt, haben sich alle Philosophen stets für ihre Zwecke zu bemächtigen gesucht. Und wenn es richtig ist, was man neuerdings mehr und mehr nachzuweisen versucht hat, daß dasselbe verfaßt wurde in *Ephesus*, und zwar von einem mit den heraklitisch-stoisch-neuplatonischen Philosophemen, die dort im Umlauf waren, geschwängerten *Philosophen*, so würde Sie das noch weit weniger verwundern können und Ihnen noch weit weniger als ein Zeichen von „Eifer für das Christenthum“ erschienen sein.

Was nun aber die Hauptsache betrifft, den Punkt, auf den es für uns ankommt, Herr Schmidt, so stimmen die populärphilosophischen und die strengphilosophischen Schriften Fichte's hierin streng überein; denn in jenen stellt er überall als Prinzip auf: das Leben *in der Idee* oder in der *Gattung*, und dies ist ja wieder nur ein anderer Ausdruck für das *reine Ich*, welches das Prinzip seiner strengen Philosophie und gar nichts anderes als der actus purus des von allem Empirischen gereinigten allgemeinen Selbstbewußtseins ist. Dieses Leben *in der Idee*, das reine Denken, nennt er Leben *in Gott* oder *Leben* schlechthin, alles Andere ist ihm *Tod*.

Mit welchem „Eifer“ aber Fichte nun in diesen späteren populärphilosophischen Schriften für das Christenthum eingetreten sei, das wollen wir jetzt durch einige wenige Citate ins Reine bringen, Herr Schmidt! Und bemerken Sie wohl, ich citire nur jene „neueren“ populär-philosophischen Schriften, auf die Sie sich beziehen und die Sie gelesen haben wollen, seine „Grundzüge“ und seine „Anweisung zum seligen Leben.“ So sagt er in den Grundzügen (W. Bd. VII. p. 188.) „dem Inhalt der wahren Religion und insbesondere dem des Christenthums nach ist *die Menschheit* das Eine äußere, kräftige, lebendige und *selbstständige Dasein Gottes*.“ Verstehen Sie schon, Herr Schmidt, was das für ein Christenthum ist, in welchem *die Menschheit selbst das Dasein Gottes* ist? und noch dazu das *Eine selbstständige Dasein Gottes*? Was meinen Sie zu diesem Eifer? Die Annahme eines persönlichen Gottes dagegen nennt er ein „Zaubersystem“ ib. p. 121: „Wenn man die Sache ganz streng nehmen will, wie ich es, um wenigstens durch dieses Beispiel *völlig klar* zu werden, hier mit Bedacht thue, so ist selber das in der vorigen

Rede beschriebene Religionssystem, das von einem willkührlich handelnden Gotte ausgeht und eine Vermittlung zwischen ihm und den Menschen annimmt und vermittelst eines abgeschlossenen Vertrags, entweder durch die Beobachtung einiger willkührlichen und ihrem Zwecke nach unbegreiflichen Satzungen oder durch einen in seinem Zwecke eben so unbegreiflichen historischen Glauben, sich von Gott gegen anderweitige Beschädigungen loszukaufen glaubt, — selber dieses Religionssystem, sage ich, ist ein solches schwärmerisches Zaubersystem, in welchem Gott nicht als der Heilige, von welchem getrennt zu sein schon allein und ohne weitere Folge das höchste Elend ist, sondern als eine furchtbare, mit verderblicher Wirkung drohende Naturkraft betrachtet wird, in Beziehung auf welche man nun das Mittel gefunden, sie unschädlich zu machen, oder wohl gar, sie nach unsern Absichten zu lenken." Ist Ihnen das vielleicht klar genug, Herr Schmidt? Und in seiner „Anweisung zum seligen Leben," die auch den Titel „Religionslehre" trägt, geht er sofort aus von dem Satz (Bd. V. p. 401) daß in dem Ausdruck seliges Leben etwas Ueberflüssiges liegt. „Nämlich das Leben ist nothwendig selig, denn es ist die Seligkeit; der Gedanke eines unseligen Lebens hingegen enthält einen Widerspruch. Unselig ist nur der Tod. Ich hätte darum streng mich ausdrückend, die Vorlesungen, welche zu halten ich mir vorgesetzt, nennen sollen die Anweisung zum Leben oder die Lebenslehre — oder auch den Begriff von der andern Seite genommen, die Anweisung zur Seligkeit oder die Seligkeitslehre. Daß inzwischen bei weitem nicht alles, was da als lebendig erscheint, selig ist, beruht darauf, daß dieses Unselige in der That und Wahrheit auch nicht lebet, sondern nach seinen mehrsten Bestandtheilen in den Tod versenket ist und in das Nichtsein." Sie wären z. B., Herr Schmidt, wie viele Bücher Sie auch schrieben, immer todt nach Fichte, schlechtweg todt! Denn daß Fichte unter „Seligkeit" oder „Leben" nichts als reines Denken versteht, sehen Sie sofort (daselbst p. 431) bei ihm, wo er sagt, es müsse schon aus dem Bisherigen klar sein, daß „Nichtdenken und Todsein wohl ganz dasselbe bedeuten dürften, indem schon früher das Element des Lebens in den Gedanken gesetzt worden, somit wohl das Nichtdenken die Qual des Todes sein dürfte." Nach Fichte nämlich, Herr Schmidt! Sie sagen freilich, indem Sie dies lesen:

„Sollte diese Qual mich quälen,
Da sie meine Lust vermehrt?"

Nun aber weiter. Ueber die christliche Annahme, daß Gott die Welt geschaffen, spricht sich Fichte daselbst also aus (ib. p. 479):

„Aus Unkunde der im bisherigen von uns aufgestellten Lehre entsteht die Annahme einer Schöpfung als der absolute Grundirrthum aller falschen Metaphysik und Religionslehre ꝛc." Ueber das christliche Dogma von dem Fortleben in einem Jenseits und einer Seligkeit daselbst, drückt sich Fichte — gewiß deutlich genug — also aus: (ib. p. 521) „Es hilft auch nichts, daß man diese Glückseligkeit recht weit aus den Augen bringe und sie in eine andre Welt jenseit des Grabes verlege, wo man mit leichterer Mühe die Begriffe vereinen zu können glaubt. Was ihr über diesen inneren Himmel auch sagen oder vielmehr verschweigen möget, damit eure wahre Meinung nicht an den Tag komme, so beweiset doch schon der einzige Umstand, daß ihr ihn von der Zeit abhängig macht und ihn in eine andere Welt verlegt, unwidersprechlich, daß er ein Himmel des sinnlichen Genusses ist. Hier ist der Himmel nicht, sagt ihr, jenseits aber wird er sein. Ich bitte Euch: was ist denn dasjenige, das jenseits anders sein kann, als es hier ist? Offenbar nur die objective Beschaffenheit der Welt als der Umgebung unseres Daseins. Die objective Beschaffenheit der gegenwärtigen Welt demnach müßte es eurer Meinung zufolge sein, welche dieselbe untauglich machte zum Himmel und die objective Beschaffenheit der zukünftigen das, was sie dazu tauglich machte; und so könnt ihr es denn gar nicht weiter verhehlen, daß eure Seligkeit von der Umgebung abhängt und also ein sinnlicher Genuß ist. Suchtet ihr die Seligkeit da, wo sie allein zu finden ist, rein in Gott (d. h. also immer so viel als im reinen Gedanken, Herr Schmidt) und darin, daß er heraustrete, keineswegs aber in der zufälligen Gestalt, in der er heraustrete, so brauchtet ihr euch nicht auf ein anderes Leben zu verweisen, denn Gott ist schon heute, wie er sein wird in alle Ewigkeit."

Und mit seiner ganzen grimmigen Schärfe die religiöse Denkart hierin auf ihren Kern reducirend, schließt er diese Deduction, (das. p. 522): „In Summa: diese Denkart, auf die Form eines Gebets gebracht, würde sich also aussprechen: Herr, es geschehe nur mein Wille, und dies zwar in der ganzen, eben deswegen seligen Ewigkeit und dafür sollst du auch den deinigen haben in dieser kurzen und mühseligen Zeitlichkeit."

Was meinen Sie nun, Herr Schmidt, zu diesem „Eifer, mit dem Fichte für die christliche Religion eintritt"?

Oder wenn Fichte (das. p. 185) sagt: „nur das metaphysische, keineswegs aber das Historische macht selig," erkennen Sie da noch nicht, Herr Schmidt, die Fortentwicklung des Lessing'schen Satzes:

nur die Umbildung und Auflösung der geoffenbarten Religionssätze in Vernunftwahrheiten könne uns helfen?

Fichte leugnet ja auch gar nicht den ungeheuren Gegensatz, in welchem das, was er in diesen Vorträgen unter Religion verstehen will, zur christlichen Religion steht. Er sagt ausdrücklich (ib. p. 484): „Sodann stellt in diesem Zeitalter unserm Vorhaben sich entgegen, das ungeheuer paradoxe, ungewöhnliche und fast unerhörte Aussehen unserer Ansichten, indem dieselben gerade das zur Lüge machen, was dem Zeitalter bisher für die theuersten Heiligthümer seiner Cultur und seiner Aufklärung gegolten."

Und was Fichte's Berufung auf das Johannis-Evangelium betrifft, — kann man sich denn klarer darüber ausdrücken, als Fichte es selbst (ib. p. 474) in folgenden Worten thut: „Unter den Griechen ist Plato auf diesem Wege. Der Johanneische Christus sagt ganz dasselbe, was wir lehren und beweisen und sagt es sogar in derselben Bezeichnung, deren wir uns hier bedienen und selbst in diesen Jahrzehnten unter unserer Nation haben es unsere beiden größten Dichter in den mannigfaltigsten Wendungen und Einkleidungen gesagt."

Dieses Johannes-Evangelium, welches identisch ist mit einem Göthe- und Schiller-Evangelium, — dämmert Ihnen noch nichts, Herr Schmidt?

Sie werden also jetzt vielleicht begreifen, was Hegel in der obigen kurzen Notiz, die Sie so ungeschickt abschreiben, hat sagen wollen. Fichte hatte sich in diesen populär-philosophischen Vorträgen darauf eingelassen, die populären Formen des Bewußtseins, Religion, Seligkeit, — auch von Liebe ist bei ihm viel die Rede — für sich heranziehen und gewinnen und seinen Gedanken dahinein legen zu wollen. Hegel meint nun, Fichte sei dabei in's Erbauliche gefallen und habe in diesem Sichhingeben an die Formen des populären Bewußtseins dem streng philosophischen Inhalt Abbruch gethan. Er drückt dies in der graphischen, spöttischen Form jener Notiz so aus: „Fichte habe in seinen späteren Schriften Glaube, Liebe, Hoffnung, Religion aufgestellt, ohne philosophisches Interesse, eine Philosophie für aufgeklärte Jüdinnen rc." Und Sie, um die Spuren von sich zu verwischen und in Ihrer ganzen rohen Unbekanntheit mit dem Stoff, über den Sie schreiben, paraphrasiren das in einen total entgegengesetzten Gedanken, in den Satze: „Fichte sei in seinen neueren Schriften mit Eifer für das Christenthum eingetreten."

Wenn Sie wieder abschreiben, Herr Schmidt, so schreiben Sie lieber wörtlich ab und paraphrasiren Sie nicht.

Aber das dicke Ende kommt erst noch nach, Herr Schmidt.

Nicht nur Sie entdecken, daß Fichte mit Eifer für's Christenthum eingetreten sei, sondern, wunderbarer Mann, Sie entdecken sofort auch noch den innerlich nothwendigen Grund, warum er dies *mußte*. Deshalb nehmlich, weil, wie Sie in dem blödsinnigen Satze, den ich commentire, ohne gleichwohl nur die Hälfte seines Unsinns herausschälen zu können, sagen, Fichtes philosophische Ansicht keine andere sei, „als die Meinung, welche dem — *Arianismus* zu Grunde liegt“!!

Welcher Spaßvogel, frage ich nochmals, hat Sie denn hier in den April geschickt? Wo haben Sie denn einmal vom „Arianismus“ etwas läuten hören und haben Sie denn *gar* keine Ahnung von dem, was Sie sprechen? Der Arianismus, Verehrtester, ist die Ansicht der von dem alexandrinischen Presbyter Arius, im Jahre 318 nach Christus, gestifteten Sekte, welche die origineische Subordinationstheorie weiter entwickelnd behauptete, Christus sei *nicht ewig* wie der Vater, er sei einst *nicht* da gewesen; er sei, wenn auch vor der Zeit und Weltschöpfung von Gott, *nicht gezeugt*, sondern vermöge des freien Willen Gottes *aus Nichts geschaffen* (*κτίσμα γάρ ἐστι καὶ ποίημα*). Er sei daher ferner wie nicht gleich ewig, so auch *nicht gleichen Wesens* mit dem Vater, sei nur ein durch Mittheilung gewordener Gott. (Sehen Sie doch nur, gelehrter Mann, über alles das die Rede des Athanasius contra Arianos!)

Die entgegengesetzte Partei — deshalb die *Homousianer* genannt — hielt dagegen daran fest, daß der Sohn von *völlig gleichem Wesen* mit dem Vater sei; er sei der *eingeborne aus dem Wesen des Vaters gezeugte Sohn* und *gleich ewig* mit ihm. Diese Meinung war es, welche auf der Kirchenversammlung zu Nicäa (325 nach Chr.) den Sieg davon trug und herrschendes Glaubensbekenntniß der Kirche wurde.

Was hat nun zuvörderst, Herr Schmidt, dieser ganze Streit mit der Philosophie Fichtes zu thun? Glauben Sie wirklich, daß die moderne Philosophie sich noch um diese byzantinischen Streitigkeiten dreht und sehen Sie nicht ein, daß selbst da, wo in ihr von solchen Dingen die Rede zu sein scheint, es sich in dieser Form um einen ganz andern Inhalt handelt und daß es also das wüsteste, nach einem leeren *Schein* von Tiefe trachtende Kauderwelsch ist, eine Philosophie wie die Fichtesche durch Reducirung auf den byzantinischen Streit um die Personen in Christo zu erklären? Und wollten Sie das gleichwohl schon einmal thun, Herr Schmidt, wo bei allen Heiligen haben Sie denn gelesen, daß Fichte *arianert*?

Konnten Sie Sich nicht schon a priori sagen, daß der Arianismus höchstens für die Rationalisten Analogien bieten kann, daß aber alle spekulative Philosophie nur das homousianische orthodoxe Glaubensbekenntniß der Kirche gebrauchen kann? Und wenn Sie auch nicht soviel Verstand hatten, um sich das schon a priori zu sagen, was lesen Sie denn in der „Religionslehre" von Fichte, die Sie ja gelesen zu haben behaupten? Sie lesen da (Bd. V, 479): „Im Anfang schuf Gott, heben die heiligen Bücher dieser (der jüdischen) Religion an — nein, sagt Johannes: im Anfange, in demselben Anfange, wovon auch dort gesprochen wird, d. h. ursprünglich und vor aller Zeit schuf Gott nicht und es bedurfte keiner Schöpfung, sondern es — war schon; es war das Wort" (der Logos, Herr Schmidt). Fichte also legt das Johannes-Evangelium ausdrücklich gegen Arius aus; *οὐ κτίσμα* sagt er gegen das *κτίσμα καὶ ποίημα* des Arius, der Christus aus dem Nichts erschaffen lassen will! Aber weiter. Was lesen Sie denn bei Fichte daselbst Seite 481? Folgendes: „In Summa: ich würde diese drei Verse (des Johannes) in meiner Sprache also ausdrücken: Ebenso ursprünglich (also ebenso ewig, Herr Schmidt) als Gottes inneres Sein (Gott Vater, Herr Schmidt) ist sein Dasein (Gott Sohn, Herr Schmidt) und das Letztere ist vom ersteren unzertrennlich und ist selber ganz gleich dem ersten".

Und S. 483 urgirt Fichte hierauf nochmals noch ausdrücklicher: „Allenthalben und ganz besonders bei Johannes ist Jesus der Erstgeborne und Einige **unmittelbar** geborne Sohn des Vaters, keineswegs als Emanation ꝛc. — welche vernunftwidrige Träume erst später entstanden sind — sondern in dem oben erklärten Sinne, **in ewiger Einheit und Gleichheit des Wesens**"!! Herr Schmidt, Herr Schmidt, was ist denn das anders als die strengste homousianische Lehre, als die wörtliche korrekteste Uebersetzung des Symbolum Nicaenum: *πιστεύομεν — — — εἰς τὸν υἱὸν τοῦ θεοῦ, γεννηθέντα ἐκ τοῦ πατρὸς μονογενῆ, τούτεστιν ἐκ τῆς οὐσίας τοῦ πατρὸς — — γεννηθέντα, οὐ ποιηθέντα, ὁμούσιον τῷ πατρί.* Was ist es anders als die wörtliche Uebersetzung des athanasianischen Symbols: — — filius a patre solo est, non factus, non creatus sed genitus. — — Et in hac trinitate nihil prius aut posterius, nihil majus aut minus; sed totae tres personae coaeternae sunt et coaequales". Und es soll ja auch nach Fichte selbst gar nichts anders sein, und er resümirt selbst sofort auf der folgenden Seite, wie **„also wahr sei"**, was das christliche Dogma behaupte.

Also so kennen Sie Ihre eigene Religion, Ihre eigene Glaubenslehre, Herr Schmidt, daß Sie die strenge Uebersetzung des Nicänischen und Athanasianischen Symbols für „Arianismus“ halten? Schweigen Sie! Sie mußten dieses Symbol kennen, zu welcher Konfession Sie auch gehören! Denn es ist sowohl der katholischen wie der protestantischen Kirche gemeinsam. Ich bin zwar nur ein Setzer, Herr Schmidt, und gar nur ein jüdischer Setzer, Herr Schmidt, aber ich würde mich doch tief schämen, von einer so stupenden Unwissenheit in den Grundlehren der christlichen Religion zu sein!

Aber noch mehr! Am Ende jenes Ihres merkwürdig tiefen Satzes, den ich hier zu commentiren verflucht bin, machen Sie die Entdeckung, daß, wenn die Fichte'sche Auffassung des Christenthums „auch nur eine Theorie derjenigen Denkart wäre, die man gewöhnlich mit dem Namen Aufklärung bezeichnet, ihr der Ruhm würde bleiben müssen, über das Wesen derselben zuerst wahres Licht verbreitet und sie metaphysisch begründet zu haben.“ In dem Ruhm wie in dem Tadel, den Sie austheilen, immer derselbe Blödsinn und dieselbe Fälschung! Wie?!!! Fichte soll die Aufklärung metaphysisch begründet haben?!!! Fichtes Philosopheme „eine Theorie der Ansicht, die man gewöhnlich mit dem Namen Aufklärung bezeichnet“?!! Was? Sie wissen noch nicht einmal, daß Fichte ein spekulativer Philosoph war und daß spekulative Philosophie und die „Aufklärung“ stricte Gegensätze sind? Sie erzählen uns ein Langes und ein Breites über die Fichte'schen „Grundzüge“, excerpiren uns sogar bei Ihrem Durchblättern des Buches ganze Stellen daraus, und haben nicht einmal darin gelesen, daß Fichte die „Aufklärung“ in eben diesen Grundzügen so geißelt und kennzeichnet, wie das nie einer vor ihm und kaum einer nach ihm gethan?! O, gehen Sie zum Teufel, Herr Schmidt! Sie sind ein zu gedankenloses Subjekt, ein wahrer Ignorantenkaiser, und ich schenke Ihnen vor Ueberdruß den Unsinn, der noch in dieser Stelle und in ihrem unmittelbaren Fortgange enthalten ist!

Manches sprach ich;
Mehr noch sagt' ich,
Gönnte zur Rede
Der Gott mir Raum.
Die Stimme versagt,
Die Wunden schwellen,
Die Wahrheit sagt' ich,
So gewiß ich sterbe!

(Edda, Sigurdharkvida Fafnisbana thridja.)

Bd. II. S. 318.

„So kommt es, daß (bei Achim von Arnim) die vortrefflichsten Maximen beziehungslos verlaufen, obgleich sie immer viel zu denken geben."

Anm. d. Setzers. Großer Schmidt! Gedanken, die „beziehungslos verlaufen" und dennoch „viel zu denken geben", Gedanken, welche „viel zu denken geben" und dennoch „beziehungslos verlaufen"! Wunderbarer Mann, wie Sie Sich nach beiden Seiten zu decken verstehen! Beneidenswerther Geist! Schon sehe ich in Ihrem Geiste fortdenkend einen schwarzen Rock, welcher weiß, und ein Pferd, welches ein Kameel ist! Wo soll man eigentlich die Geduld hernehmen für Ihren Blödsinn? Doch, ich habe es Ihnen vorhin erklärt, daß und warum ich mich resigniren muß und deshalb — seien Sie unbesorgt — bis zu Ende resigniren werde!

„Wenn's denn Gott oder Teufel so gefällt,
Sprach er, daß ich Geduld muß han, so sei's!
Doch das bezeuge mir die ganze Welt,
Daß ich erwürgen möcht' an dieser Speis'!
Träum' ich? Bin ich im Hirn verrückt? Was prellt
Mich hie herab in diesen Käfig? Weiß
Ich, wie, wo, wann ich kommen in dies Loch?
Bin ich verwandelt oder Roland noch?

(Bojardo, Verl. Roland, IX, 15.)

Bd. II. S. 233.

„Schon damals mischte er die volksthümlichen Vorstellungen von Hexen, Gespenstern und Alraunen mit den Ideen der deutschen Philosophie, diesem Erzeugniß des Protestantismus, das bei dem *geborenen Katholiken keine organische Entwicklung haben* **konnte.**"

Anm. d. Setzers. Grausamer Herr Schmidt! All den Millionen Katholiken entziehen Sie mit Einem Federstrich die Fähigkeit, die Deutsche Philosophie in sich aufzunehmen? Grausamer Wütherich!

Bd. II. S. 325.

„Daß Schlegel aus denselben Gründen den König Oedipus in den Hintergrund schob, weil er sich am meisten der Natur des modernen Intriguenstücks nähert.“ — —

Anm. d. Setzers O großer Mann! Der König Oedipus von Sophokles sich „der Natur des modernen Intriguenstücks nähernd“ — welche Entdeckung, die Sie da wieder trotz des Schweißes, den sie Ihnen gekostet haben muß, ganz anspruchslos in einem harmlosen Nebensatz vortragen! O großer Mann! Auf derselben Seite machen Sie auch noch die Entdeckung, daß dem Oedipus in Kolonos von Sophokles „der Faden einer Handlung fast ganz fehlt“. O großer Mann! Was danke ich Ihnen nicht Alles! Und immer diese Anspruchslosigkeit, diese rührende Einfachheit, mit welcher Sie die merkwürdigsten und tiefsten Entdeckungen aus dem Aermel schütteln. Es ist zum Verrücktwerden!

Bd. II. S. 439.

„Die Musik war die erste Kunst, durch welche Deutschland nach dem Elend des dreißigjährigen Krieges wieder in die Reihe der Culturvölker trat. (!!!) Die Versuche des Pietismus in der Poesie waren gut gemeint, aber sie litten an Armuth wie an Unklarheit der Bildung; dagegen brachte in der Musik schon lange vor Goethe's Geburt die entsprechende Gemüthsrichtung die wunderbarsten Kunstwerke hervor. Die Verwandtschaft Sebastian Bach's mit dem Pietismus liegt nur in der Richtung auf das Innerliche, das Geistige, das Immaterielle."

Anm. d. Setzers. Also die Musik, Herr Schmidt, „war die erste Kunst, durch welche Deutschland nach dem Elend des dreißigjährigen Kriegs wieder in die Reihe der Culturvölker trat"? Deutschland war also während irgend einer Zeitperiode damals aus der Reihe der Culturvölker ausgetreten? — was doch unerläßlich ist, um „wieder" in diese Reihe „treten" zu können. Und zwar war es nach Ihnen in Folge des „Elends des dreißigjährigen Kriegs" (— wie plausibel sich das anhört! —) und mindestens während der Dauer dieses Kriegs und einer gewissen auf die Beendigung desselben noch folgenden Zeitperiode außerhalb der „Reihe der Culturvölker." Ja, Sie berechnen diese Periode, wie es offenbar scheint, mindestens bis auf Sebastian Bach, welcher 1685 geboren ist, da nach Ihnen die Musik „die erste Kunst" ist, durch welche Deutschland wieder in jene Reihe eintrat, und Sie dabei auf Bach ausdrücklich hinweisen.

Wie ich das las, Herr Schmidt, ward ich sehr traurig! Bin ich auch nur ein Setzer, so habe ich nichts destoweniger einen gewissen Patriotismus, und es that mir sehr weh, daß Deutschland so lange außerhalb der Reihe der Culturvölker gestanden haben und auch dann zuvörderst nur mit seiner musikalischen Fußzehe in diese Reihe eingetreten sein soll. Zwar soviel sah ich sofort, es sei eine lächerliche und absurde Behauptung zu sagen, daß Deutschland mit oder während oder wegen des Elends des dreißigjährigen Kriegs aus der Reihe der Culturvölker ausgetreten sei. Denn wenn ein Volk einen so großen geschichtlichen Kampf durchkämpft, von dem eine ganz neue Geschichtsepoche datirt, so erweist es sich eben dadurch als Culturvolk.

Inzwischen, ich glaubte, daß Sie das Austreten aus dieser Reihe wahrscheinlich nur in Bezug auf Wissenschaften und Künste meinen. Allein auch dies that, so unwahrscheinlich es mir auch sofort vorkam, meinem patriotischen Herzen nicht weniger weh.

Ich ging also zu meinem Freund, dem Tertianer, und jetzt wo ich von demselben zurückkehre, muß ich Sie fragen: aus welchem Conversationslexikon, Herr Schmidt, haben Sie denn eigentlich jenen so plausibel klingenden Unsinn von dem Austreten Deutschlands aus der „Reihe der Culturvölker" während und nach dem „Elend des dreißigjährigen Krieges" abgeschrieben?

Mein Freund, der Tertianer, hat letzten Weihnachten von seinen Eltern die Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen von Gervinus geschenkt bekommen. Aus diesem Werke las er mir folgende Angaben über die Wirkung des dreißigjährigen Krieges auf Deutschland vor: Bd. III. S. 190 xc.: „Gegen den Ausgang des Krieges haben wir mitten unter den Nacheiferern der Fremde wieder ganz original Deutsche, unter den Gelehrten ganz volksmäßige Schriftsteller stehen. Die ganze Deutsche Kirchenpoesie, dieser so volksthümliche Zweig, ist durch nichts so gefördert worden, wie durch den 30jährigen Krieg, der des David Nothzeit in Wirklichkeit über die Einzelnen verhängte. Das Volkslied, werden wir sehen, bekam wieder einen Schwung ganz unmittelbar durch diesen Krieg, und so beliebte Volksschriften und Schriftsteller, wie der Simplicissimus und Moscherosch stehen in der engsten Beziehung zu ihm. Ein eigentlich Deutscher, auf das Fremde weniger erpichte Dichter, wie Flemming, faßte den Plan zu einer Margenis (Anagramm von Germania) einem Gegenstück zu Barclay's bewunderter Argenis, unmittelbar aus diesem Kriege." — Wir sprachen noch hierüber, als unser Freund, der Student, hinzukam. Der läßt Sie fragen, wenn Sie, der Sie jede Zeit und jede Sache mit einem ihr fremden Maßstab messen, der Poesie „Pietismus" vorwerfen und damit vielleicht die Kirchenpoesie von damals zu beseitigen vermeinen — so absolut verschiedene Dinge der Pietismus und die damalige Kirchenpoesie auch sind — haben Sie nie von meinem Landsmann Martin Opitz gehört, der gerade an der Spitze der weltlichen Poesie steht und dessen bahnbrechende Thätigkeit für dieselbe gerade in die Zeit des dreißigjährigen Krieges fällt? 1623 wird die erste Sammlung seiner Gedichte von ihm herausgegeben, 1624 sein Werk „von der Deutschen Poeterei" u. s. w. 1639, also noch während des Krieges, stirbt er. Oder ist Ihnen Opitz vielleicht

zu trocken, nun, was meinen Sie dann zu dem „Pietist" Andreas Gryphius, geb. 1616, gest. 1664, dem kühnen und schwungvollen Gryphius, den man den Vater des neueren Deutschen Drama's genannt hat und der, wie er die Originalnarren seines Jahrhunderts in seinen Stücken darstellt, so gewiß auch Ihnen, wenn er Sie gekannt hätte, Herr Schmidt, Ihren Platz darin, z. B. in seinem „Peter Squenz" eingeräumt hätte. Oder vielleicht hätte er dann auch statt seines „Horribilicribrifax" einen „Horribiliscribifax" geschrieben! Oder was meinen Sie zu dem Pietismus des obscoenen Epicuräers Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, geb. 1618, gest. 1669? Oder zu dem „Pietismus" Logau's, dessen Epigrame, von denen Sie doch mindestens durch Lessing gehört haben sollten, 1638 und 1654 erschienen? Und an wie viele andere könnte man sie nicht erinnern! Sollten Sie aber vielleicht die Ausflucht ergreifen, die Literaten selbst wären immer doch nur „Einzelne," so würde ich Sie, Herr Schmidt, auf die zahlreichen literarischen Gesellschaften aufmerksam machen, die gerade damals mehr denn je Deutschland bedeckten, die „fruchtbringende Gesellschaft," der „Schwanenorden," der „Palmenorden," die „Pegnitzschäfer" 2c. 2c. Von Opitz Werken allein waren noch vor Ablauf des Jahrhunderts zehn Auflagen consumirt, Herr Schmidt, wovon Sie vielleicht zugeben werden, daß es kein geringer Beweis für die Theilnahme der Nation an den literarischen Leistungen war. Vielleicht aber, grundgelehrter Mann, ist Ihnen die Poesie eine Leistung von zu leichtem Caliber, um auf diesen Titel hin einer Nation den Titel eines Culturvolks zu ertheilen. Nun, was meinen Sie dann zu der Philosophie, Herr Schmidt? Spinoza, den man die Gewohnheit hat, zur Deutschen Philosophie zu rechnen, schrieb seine Werke gleichfalls in jener Periode (geb. 1632, gest. 1677). Noch immer kein Culturvolk, Herr Schmidt? Aber Spinoza recusiren Sie wahrscheinlich, weil er ein niederländischer Jude war. Nun, wie denken Sie dann über Leibnitz, dessen erste Schriften de principio individuationis 1664, de conditionibus 1665 erschienen? Immer noch kein Culturvolk, Herr Schmidt? Aber die Philosophie betrachten Sie wahrscheinlich überhaupt nur als Phraseologie, und Leibnitz, der in der That ungefähr von derselben „erstaunlichen Unwissenheit" war wie Fichte, hat sich wahrscheinlich durch seine Beschäftigung mit philosophischen Wind um den Anspruch auf Ihre Achtung gebracht, den er sonst gehabt hätte. Nun also, wenn Sie nur strenge Fachwissenschaftlichkeit gelten lassen können, grundgelehrter Mann, was meinen Sie denn zu dem großen Alterthumsforscher Gronovius, 1611 zu Hamburg ge-

boren? Oder zu dem in Heidelberg gebornen Gerhard Vossius oder seinem Sohn Isaak Vossius, den gelehrten Philologen? Aber Gerhard Vossius wie Gronov lassen Sie vielleicht nicht gelten, weil uns beide, obgleich in Deutschland geboren, das Ausland fortnahm, jenen Leyden, diesen Deventer. Aus demselben Grunde vielleicht auch Grävius nicht, 1632 in Naumburg geboren, um den sich das ganze Ausland riß, Venedig und Padua, Leyden und Amsterdam, und den uns Deventer von seinem Professorat in Duisburg entführte und Utrecht dann definitiv für sich gewann. Nun, warum nehmen Sie aber dann nicht Ihre Revanche an Gruterus, von dessen Inschriftenwerk und Thesaurus criticus Sie vielleicht einmal haben sprechen hören, und der, obgleich in Leyden geboren, an den Universitäten von Wittenberg und dann von Heidelberg während des dreißigjährigen Kriegs blühte und lehrte? Aber mit den Philologen ist es überhaupt wohl nichts: Das ist eine „abstrakte fremde Bildung," das ist ein „fremdes Grün", welches u. s. w. — Sie erinnern Sich doch noch, Herr Schmidt, von oben S. 43? Nun, lassen wir die Philologen. Was sagen Sie aber zu dem gewaltigen Samuel Pufendorf, dessen großartige, das Recht umgestaltende und ihren Einfluß auf alle Nationen Europas übende Thätigkeit in dieselbe Zeitperiode fällt? Oder zu seinem Schüler, dem berühmten Juristen Christian Thomasius, der 1687 an der Universität Leipzig zur Verwunderung der gelehrten Welt Vorlesungen in Deutscher Sprache eröffnet? Aber wahrscheinlich herrscht bei den Juristen wieder zu sehr „das fremde Grün" des Römischen Rechts vor! Nun, wenn die juristische Wissenschaft gleichfalls keine Gnade vor Ihren Augen findet, was sagen Sie zu dem famosen Polyhistor Morhof (geb. 1639, gest. 1691), dessen Werke so lange die Hauptquelle für alle Literaturgeschichte waren und von dem Sie, Literarhistoriker, doch schon deshalb hätten hören sollen? Aber wahrscheinlich ist es mit der Literarhistorie auch nichts. Von Schanze zu Schanze sich flüchtend, werden Sie jetzt vielleicht nur in den Naturwissenschaften die „reale" Cultur eines Volkes sehen wollen. Nun, was sagen Sie dann z. B. zu Otto von Guericke, geboren zu Magdeburg 1602, der 1650 die Luftpumpe erfindet? Oder zu Keppler, dem Schöpfer der neueren Astronomie, der 1631 stirbt? Oder zu Joachim Jungius, der, in Lübeck geboren, 1657 in Hamburg stirbt, diesem Manne gleich groß als Botaniker, Mathematiker und Philosoph, der durch seine gewaltigen Verdienste um die Naturwissenschaften Goethe eine so leidenschaftliche Verehrung einflößte, der von Leibnitz fast noch über Cartesius gesetzt wurde und von dem schon das Pariser

Journal des Savants v. 22. August 1678 sagt: „estoit sans contredit un des plus grands mathematiciens et philosophes de son temps et un des plus habiles hommes que l'Allemagne ait jamais eu?“

Doch wozu würde es dienen, weiter mit Ihnen zu rechten!

O, Bursche, Bursche, welches Zerrbild der Wirklichkeit Sie Ihren Lesern beibringen!

Bd. II. S. 203.

Ueber die Werke von Grimm: „Bei dieser Anlage der Forschung gab es nur einen Weg, dem Suchenden die Folge zu erleichtern, nämlich Hauptweg und Nebenpfade mit starken, sinnlich wahrnehmbaren Strichen zu scheiden. Daß Grimm diese in der deutschen Wissenschaft sonst übliche Scheidung verschmäht, erschwert hauptsächlich das Studium seiner Schriften."

Anm. d. Setzers. O Herr Grimm, schämen Sie Sich! Konnten Sie nicht an Herrn Julian Schmidt denken, als Sie Ihre Werke schrieben? Sie glaubten wahrscheinlich, für den Lesenden, welcher dem Gedankengang Ihrer Schriften folge, sei es hinreichend, wenn Haupt- und Nebenwege Ihrer Entwicklung geistig wahrnehmbar seien! Aber das ist es ja eben! Sie gehören auch wieder zu jenen Deutschen Gelehrten, welche die lächerliche Pretention haben, gelesen zu werden! Bedenken Sie doch, Herr Julian Schmidt ist nicht ein Lesender, sondern ein Suchender; er nimmt sich heut ein Buch von Ihnen und will morgen darüber schreiben. Für dieses Absuchen mit den Augen braucht man nicht geistig-, sondern „sinnlich-wahrnehmbare Striche", „starke" Striche, Herr Grimm! Wie Teufel soll man sich sonst beim Durchblättern Ihrer Werke soweit orientiren, um den Schein annehmen zu können, sie gelesen zu haben? Setzen Sie Striche in Ihre Werke, Herr Grimm, starke Striche, sinnliche Striche, Hörner wo möglich, um den sinnlichen Sucher zurechtzustoßen. Unpraktischer Grimm!

Bd. II. S. 202.

„Als Jacob Grimm seine Geschichte der deutschen Sprache vollendete mitten im Ausbruch der Revolutionsstürme, wo man nach sanscülottischer, zerfahrener, ungeschichtlicher Freiheit strebte, schrieb er" rc. rc.

Anm. d. Setzers. So oft Sie auf Politik kommen, Herr Schmidt, sind Ihre Urtheile stets von einer ganz besondern Tiefe, Ihr Gebahren von einer ganz besondern Ergötzlichkeit:

„Wer jemals auf dem Platze sah den großen
Unbänd'gen Stier, den ganzen Tag gehetzt,
In seiner Wuth die Schranken nun durchstoßen,
Die rings umher gedrängtes Volk besetzt,
Das vor dem Wilden läuft, der voll Erboßen
Bald Den, bald Den auf seine Hörner setzt,
Der denke so und grauser noch den Frechen,
Da er sich aufmacht, um durch's Volk zu brechen."

(Ariost, Ras. Roland XVIII, 19.)

Freilich, freilich wissen Sie, wenn es sein muß, nach jeder Seite eine Verbeugung zu machen und sagen deshalb wieder an einer andern Stelle (II, 330): „Die Idee der Volkssouveränetät ist nur anscheinend destructiv; sie verfolgt in ihrem unklaren Streben das Ziel, den Menschen seiner selbstsüchtigen Vereinzelung zu entreißen und ihm an einem lebendigen Organismus festen Halt zu geben." Und ebenso schließen Sie deshalb Ihr Werk mit der heroischen Apostrophe (S. 562): „Die Aufgabe unserer Zeit, die Wirklichkeit mit dem Licht der Idee zu durchdringen, wurzelt in der allgemeinen Ueberzeugung des Volks; keine äußere Maßregel wird sie hintertreiben."

„Diu frouwe an rechter zit genas
eins suns, der zweier varwe was,
an dem got wunders wart enein,
wiz und swarzer varwe er schein.
Diu küngin kuſt in sunder twâl
vil dicke an siniu blanken mâl."

(Parzival I, 57.)

Oder zur Erleichterung für Sie, Herr Schmidt, nach Simrocks Uebersetzung:

Die Frau zu rechter Zeit gebar
Einen Sohn, der zweier Farben war.
Ein Wunder legte Gott an ihn,
Weiß und schwarzer Farb' er schien.
Die Kön'gin küßt ihn tausend Mal
Alsbald auf seine blanken Maal'.

Bd. II. S. 384.

„Man hat die vom König von Preußen persönlich verfügte Absetzung des Professor de Wette, der in einem Brief an Sand's Mutter Entschuldigungsgründe für den Meuchelmord aufgesucht, sehr heftig angegriffen; aber wie uns auch das Denunciationssystem, das diesen Act veranlaßte, anekelt, so lag dem Abscheu vor der sophistischen Beschönigung eines Verbrechens doch ein richtiges Gefühl zu Grunde; denn das ist der Fluch unserer neueren Entwicklung, daß wir den natürlichen Maßstab des Gewissens verloren und uns gewöhnt haben, die einfachsten Verhältnisse vom „höheren Standpunkte“ zu betrachten, um nach Belieben damit umspringen zu können.“

Bd. II. S. 318.

„Auch wo er (Achim von Arnim) historische Ereignisse analysirt, werden wir zuweilen von einem auffallenden Verständnisse überrascht."

Anm. d. Setzers. Zu diesen Worten macht nehmlich Herr Schmidt eine Note, um ein Beispiel jenes „auffallenden Verständnisses" zu geben, und zwar folgende Note: „So fragt er sich einmal, wie Marozia das Papstthum beherrschen konnte: — „Weil sie gemein, aber vollständig gemein war, und deswegen keine nothwendige Ansicht der Dinge, keinen Wunsch und Noth der Gemeinheit übersah; dies aber bedarf jeder, der den Anfang einer freien Volksverfassung leiten will". Und diese Aeußerung Arnim's ist es, die Herr Julian Schmidt als Beispiel seines „überraschenden auffallenden Verständnisses" anführt! Wie groß Sie vom Volke denken, Herr Schmidt!

„Erstick' an Deinen Worten, Niederträchtiger!"
(Aristophanes, Vögel, V. 1252.)

Bd. II. S. 372.

„Die demagogischen Untersuchungen gegen ihn (Jahn) dauerten von 1819 bis 1825."

Anm. d. Setzers. Dank, besten Dank für die Entdeckung, Herr Schmidt, die ein ebenso neues wie überraschendes Licht über die Zeitgeschichte verbreitet! Bisher glaubte ich, die Deutschen Regierungen hätten damals „Demagogen-Untersuchungen" geführt. Jetzt erfahre ich, daß umgekehrt die Regierungen selbst „demagogische Untersuchungen" losließen. Wahrscheinlich war ihnen Jahn nicht revolutionär genug. Die Sprache, Herr Schmidt, die Sprache!

Bd. II. S. 325.

„— — und dadurch sich Rechte angemaßt haben, welche allverfassungsmäßig nur dem Eigenthum zukamen."

Anm. d. Setzers. Die Sprache, Herr Schmidt, die Sprache!

Bd. II. S. 361.

Ueber Niebuhr's Römische Geschichte: „Nicht selten baute er auf seine alten Quellen einen Bau, den sie nicht tragen konnten, oder setzte ihr Zeugniß geradezu aus den Augen, weil es die Symmetrie seiner Zeichnung störte."

Anm. d. Setzers. Mit wie vornehmer Ueberlegenheit Sie das sagen! Welche Miene gewiegter Sicherheit Sie annehmen, indem Sie das irgendwoher abschreiben! Wie Sie Sich dabei mit übereinandergeschlagenen Beinen auf Ihrem Stuhle balanciren und Ihre Schuhspitzen dabei betrachten!

„Original, fahr' hin in Deiner Pracht!"

Aber wenigstens, Herr Belletrist, da Ihr ganzer Zweck doch nur der ist, belletristisches Wortgeklingel über Dinge zu machen, die Ihnen absolut fremd sind, warum wählen Sie nicht wenigstens Bilder von einigem Menschenverstande dazu? Warum lassen Sie Niebuhr „auf seine alten Quellen einen Bau bauen, den sie nicht tragen konnten"? Seit wann verwendet man in der Architektonik Quellen, um zu tragen? Eine Quelle als architektonisches Fundament! Wenn Sie schon überall zu schlechten Bildern greifen müssen — und zwar allerdings einem unumstößlichen Gesetz zufolge eben deshalb überall bildern müssen, weil Sie von der Sache nichts verstehen — warum wählen Sie nicht wenigstens Bilder, Herr Schmidt, die Sie einen Augenblick lang festhalten können, sondern solche, aus denen Sie in demselben Satze sofort wieder herausfallen müssen?

Die Sprache, Herr Schmidt, die Sprache!

Bd. II. S. 329.

Ueber die historische Schule: „Wenn sie (die historische Schule) die Idee von der Entstehung des Staats durch einen Vertrag seiner Angehörigen als unhistorisch verwarf, da der Staat zugleich mit dem Menschen entstehe, so reichte ihre Kritik des Begriffs nicht aus.[1]) Wo die Menschen in der Geschichte auftreten, erscheinen sie als einem organischen Körper angehörig und durch die Sittlichkeit desselben substantiell bestimmt. [2])

[1]) Anm. d. Setzers. So? reichte Ihre „Kritik des Begriffs" — — nehmlich doch des Staatsbegriffs — nicht aus? Nun, das ist so oft gesagt worden, daß es allerdings auch bis an Ihr Ohr gedrungen sein kann, Herr Schmidt. Aber die Hauptsache ist nur, von Ihnen zu erfahren, warum sie nicht ausreichte. Sie hatten kurz vor der angeführten Stelle die der historischen Schule vorhergehende Ansicht, gegen welche die historische Schule sich erhebt, die Ansicht, daß der Staat aus Vertrag und dem Willen der Individuen hervorgegangen sei, als absurd verworfen. Sie haben uns nun jetzt zu sagen, nicht blos daß, sondern auch warum auch der entgegengesetzte Staatsbegriff der historischen Schule noch mangelhaft und einseitig ist. Das muß nun das unmittelbar bei Ihnen Folgende enthalten. Wir sind sehr begierig darauf; sehr begierig, zu sehen, wie Sie beide Ansichten, die Vertragstheorie und die Theorie der historischen Schule, in eine „höhere Einheit", in eine „ausreichende Kritik des Begriffs" aufheben, Sie großer Denker!

[2]) Das ist noch immer gerade die Ansicht der „historischen Schule" von der „organischen Entstehung" des Staats. Und was Ihren Satz selbst betrifft, so ist derselbe — nichts für ungut, Herr Schmidt — wie an den Ausdrücken deutlich zu erkennen, irgend einem Artikel der Hallisch-Deutschen Jahrbücher von Ruge entnommen. Jeder Kenner, Herr Schmidt, ersieht leicht aus einer Pflanze das Erdreich, in dem sie gewachsen.

„Dem nützen Thiere wurden unnütze beigesellt;
Gott hat sie mit erschaffen, als er erschuf die Welt.
Der Affe, stumpf von Nasen und Schwanz mit bloßem Steiß:
Er mag doch auch ergetzen, ob man den Nutzen nicht weiß.

Allein[3]) diese substantielle Gebundenheit hört durch den friedlichen oder feindlichen Verkehr der Völker auf,[4]) die festen Organisationen gerathen in Auflösung[5]) und in den neuern politischen Gestaltungen ist das Moment des Zufälligen überwiegend.[6]) — So war es

Die graue Meerkatze, hellkreischend trotz der Weihe,
Dann redende Vögel, zwei bunte Papageie,
Raben und Dohlen und der geschwätzige Staar,
Der, was ihm Einer vorsagt, nachplaudert treulich und klar."
(Amelungenlied, Simrock, Th. III. Abenth. VI, 49.)

[3]) Nun also kommt's! Jetzt werden wir hören, was noch das Mangelhafte an der Ansicht der historischen Schule von der „organischen" Natur der Staatsbildung ist; also aufgepaßt!

[4]) Aber lieber Herr Schmidt! Wenn „durch friedlichen oder feindlichen Verkehr der Völker" die organische Natur der Staaten aufhört, dann ist zu befürchten, daß es niemals einen organischen Staat gegeben habe, denn „friedlicher oder feindlicher Verkehr der Völker", Herr Schmidt, soll, dem Vernehmen nach, schon im Alterthum und schon in den ältesten Zeiten desselben stattgefunden haben, nicht blos in den „neueren politischen Gestaltungen", wie bei Ihnen bald darauf folgt.

[5]) Nun, die festen bestehenden Staatsorganismen können etwa durch friedlichen oder feindlichen Verkehr der Völker „in Auflösung gerathen". Aber, wie bilden sich denn die neuen Staatsorganisationen, die an Stelle der untergehenden Staaten entstehen? Das ist die Frage. Wie und wodurch Staaten untergehen, hat man seit je so ziemlich gewußt. Wie und wodurch Staaten entstehen und bestehen, so lange sie bestehen — das war die Frage! Verschieben Sie die Frage nicht, Herr Schmidt! Warum der Staatsbegriff der historischen Schule nicht ausreichend ist, das war die Frage. Noch haben wir keine Silbe Antwort.

[6]) Also jetzt erst beginnt die Antwort: Die alten Staaten mögen etwa eine organische Existenz gehabt haben, „in den neueren politischen Gestaltungen aber — in denen ja „friedlicher und feindlicher Verkehr der Völker" stattfindet — ist der Zufall überwiegend." (Denn so, Herr Schmidt, werde ich mir erlauben, zu setzen statt Ihres: „ist das Moment des Zufälligen überwiegend", was

im Mittelalter. Die Beziehungen von Herrschaft und Unterthänigkeit, von Rechtsschutz und Rechtsgenossenschaft durchkreuzten sich so labyrinthisch, daß man wohl von jedem Einzelnen sagen konnte, er gehöre irgend einem Staate an, daß es aber schwer zu bestimmen war, welchem Staate.[7]) Nun trat der dem Menschen

doch nur ganz dasselbe heißt und nur durch den gebildeten abstrakten Ausdruck dem Leser die krasse Rohheit des Gedankens verdecken soll.)

Ach, Herr Schmidt, in diesem Satze erweisen Sie sich noch weit unter dem Staar! Man hat hin und wieder, obgleich freilich in einem ganz verschiedenen Sinne gesagt, daß in der modernen Geschichte dem Zufälligen und Individuellen ein größerer Spielraum zuzukommen scheine als im Alterthum. Diesen Satz, dem übrigens in seinem wirklichen Sinne nur eine relative Richtigkeit zukommt, hat Herr Schmidt einmal gehört, will ihn nachsprechen und übertreibt und verwandelt ihn dabei in den andern, daß, während die alten organischen Staatsbildungen durch feindlichen und friedlichen Verkehr sich auflösen, in den neueren das Zufällige überwiege.

Ach, Herr Schmidt, glauben Sie mir, es giebt nichts ganz Zufälliges! Nicht einmal Sie sind zufällig. Selbst Sie wurzeln mit einer gewissen Nothwendigkeit in der Zersetzungsperiode, in der wir leben. Und nun vollends den ganzen unendlichen Reichthum an vernünftiger Nothwendigkeit und organischer Entwicklung in der neueren Geschichte zu verkennen und sie deshalb für eine Herrschaft des Zufalls zu halten, — entspricht freilich genau der hohen Intelligenz, Herr Schmidt, die Ihnen eigenthümlich ist. — Wenn Sie aber schon einmal, Herr Schmidt, der Ansicht waren, daß in den „neuern politischen Gestaltungen" der Zufall überwiege, nun, so hätten Sie ja, falls Sie das geringste Bewußtsein über Ihre eignen Ansichten hätten, begreifen müssen, daß dieselbe auf die Meinung derer hinausläuft, welche durch individuellen Willen und Vertrag die Staaten entstehen lassen und dann hätten Sie diese Meinung nicht so als absurd abkanzeln sollen, um nachher in einer viel sinnloseren Form dasselbe zu sagen.

[7]) Aber Herr Schmidt, Herr Schmidt, bedenken Sie doch, was Sie reden! Sie sinken ja tief, tief unter den Staar,

„Der, was ihm Einer vorsagt, nachplaudert treulich und klar."

Wann wäre es denn jemals zweifelhaft gewesen, welchem

angeborne Trieb hervor, einem selbständigen, individuellen und souveränen Organismus anzugehören und führte zur Gründung der modernen Staaten".[8]) — „Die historische Schule suchte die staatsrecht-

Staate ein Individuum angehöre?! Sie haben einmal davon reden hören, daß es im Mittelalter oft sehr schwer war, zu bestimmen, unter welches Gesetz ein Individuum falle. Denn da drängten sich Partikularrecht und Landrecht und Gemeines Recht und Exemtionen und Privilegia und die Statuta personalia und die Statuta realia und alle diese Statuten waren bei dem mosaikartigen Zustande des mittelalterlichen Partikularrechts wieder so verschieden von einander, daß es allerdings oft sehr schwer war, zu sagen, welches Gesetz in einem gegebenen Falle für ein Individuum maßgebend sei — und das verkehren Sie beim Wiederkäuen in die maßlos lächerliche Behauptung, man habe wohl von jedem Einzelnen sagen können, daß er irgend einem Staate angehöre, es sei aber schwer zu bestimmen gewesen, welchem Staate. Noch vergnüglicher aber ist die Folgerung, die Sie nun sofort hieraus ziehen.

[8]) Also hört! hört! Weil es nach Herrn Schmidt im Mittelalter zweifelhaft gewesen wäre, welchem Staate ein Individuum angehöre, so „— trat nun der dem Menschen angeborne Trieb hervor, einem selbständigen individuellen und souveränen Organismus anzugehören und führte zur Gründung der modernen Staaten"!! Herr Schmidt soll erklären, warum der Staatsbegriff der historischen Schule nicht ausreicht und wie die modernen Staaten, die nach ihm nicht mehr die organische Entstehung, von welcher die historische Schule spricht, gehabt haben, dennoch entstanden sind.

Er sagt: Nichts einfacher als das! „Der Trieb nach diesen Staaten trat hervor und führte zu deren Gründung"! Mit welcher wild triumphirenden Miene Sie sich in Ihrem Zimmer umgesehn und den Schweiß von den unter der Gedankenarbeit zitternden Schläfen abgetrocknet haben müssen nach dieser unglaublichen akrobatischen Leistung! Nicht wahr, Herr Schmidt, es bleibt schon ein altes gutes Wort von Molière, wenn er den Baccalaureus auf die Frage: Warum schläfert der Opium ein? antworten läßt: Quia ei inest vis quaedam dormitiva — „Weil ihm eine gewisse einschläfernde Kraft einwohnt". Wie sind die Staaten entstanden? „Indem der Trieb nach ihnen hervortrat und zu ihrer Gründung führte!" Wie dankbar

lichen Ideen ins Privatrechtliche überzuleiten,[9]) die Einwirkung des freien Bewußtseins auf das Leben durch das Walten der langsam schaffenden Tradition zu ersetzen. Sie erkannte diese Kraft im Mittelalter, aber sie vergaß, daß die neue Bildung ihr Recht verlangt, ja daß sie mit ihrer scharfen Kritik selber nur eine Erscheinung der Zeit ist, die an alles die Kritik legt, überall die freie Reflexion in Thätigkeit setzt. In dem vertieften Studium des Römischen Rechts entdeckte man, daß in dem Gemeinen Recht wie in dem volksthümlichen Christenthum sich noch immer Spuren der alten heidnischen Volksrechte aufbewahrt hatten und bemühte

Ihnen das Menschengeschlecht sein muß, Herr Schmidt, für das ganz neue Licht, das Sie über diese vielbesprochene Frage verbreiten! Die Sache ergiebt sich bei Ihnen in ihrem ganzen Hergang aufs Konkreteste und zwar wie folgt: Im Mittelalter weiß Keiner, welchem Staat er angehört. Diese Ungewißheit ärgert die Kerls, und um sie zu beendigen, gründen sie nun die modernen Staaten. Wahrscheinlich sind sie, wie die Bibel vom Babylonischen Thurmbau berichtet: „Auf! Lasset uns einen Thurm bauen!" zusammengetreten mit den Worten: „Auf! Lasset uns die modernen Staaten gründen, damit man doch wisse, wo man hingehöre."

Sehen Sie denn nicht, Herr Schmidt, daß Sie, wie ich es Ihnen schon lange vorher sagte, abgesehen von der Lächerlichkeit, in die sich in Folge Ihrer tollen Gedankenlosigkeit alles bei Ihnen verzerrt, auf nichts anderes hinauskommen als auf die Entstehung der Staaten durch subjektiven, bewußten Willen — also auf die Ansicht der Anhänger von der Vertragstheorie? Nur daß Sie natürlich dieselbe vollständig karrikirt vortragen und von dem relativ Richtigen darin ebenso wenig irgend eine Ahnung haben, wie von dem relativ Richtigen in der Ansicht der historischen Schule. Wenn Sie aber schon einmal jener Ansicht sind, warum reißen Sie sie denn so vornehm als „unhistorisch" und „absurd" herunter mit den Stichworten der historischen Schule?

[9]) Umgekehrt, Herr Schmidt, könnte man eher sagen: Die historische Schule habe versucht, die privatrechtlichen Ideen — denn hier war seit je die gewohnheitliche Rechtsbildung, denken Sie nur an die Coutümes, anerkannt — auf das Staatsrechtliche zu übertragen.

sich, dies ursprünglich Deutsche Recht so ungemischt als möglich darzustellen. Das Interesse für das Naturwüchsige kam dazu; man erinnere sich an das lebhafte Gefühl, mit welchem Goethe im Götz von Berlichingen den Untergang der heimischen Volksrechte durch die Römischen Juristen dargestellt hatte. Die poetischen Versuche Arnims und seiner Schule waren die Erzeugnisse unklassischer Naturen, der Verstand mußte bei ihnen fortwährend arbeiten, die Anschauung zu ersetzen und es kam noch jene norddeutsche Zurückhaltung, jene Blödigkeit des Gemüths dazu, das sich scheut, sein Inneres zu öffnen, das aber, wenn der Damm einmal gebrochen ist, mit überraschender Gewalt hervorströmt. Ihre Neigung zum spezifisch Deutschen Wesen war eine Reaktion gegen die konventionelle Phrase und ihre blinde Verehrung vor allem Regellosen und Unvermittelten eine Reaktion gegen den Rationalismus, der alles Lebendige verachtete, wenn es sich der Regel nicht fügen wollte und so lag auch in der scheinbaren Wiederaufnahme des Volksthümlichen und Naturwüchsigen eine gewisse Ueberhebung der Reflexion, denn sie sahen im Volk nur, was sie sehen wollten, und das war nicht immer das Wesentliche. Spuren dieses Charakters begegnen uns auch in der Deutschen Rechtswissenschaft. Zum Theil brachte das die Natur des Gegenstandes mit sich. In der Geschichte des Römischen Rechts machte sich trotz der verschiedenartigen äußern Einflüsse, die seinen ursprünglichen Lauf verwirrten, immer noch die Logik des Rechtsbewußtseins geltend, welche aus der Natur eines einheitlichen Staats hervorgegangen war. Dieser stetige Zusammenhang fehlte durchaus dem Deutschen Recht.[10])

[10]) Nein, Herr Schmidt, bis Nr. 9 war es mir möglich, Ihnen Satz für Satz zu folgen und Ihren Unsinn klarzulegen. Aber in dem darauf Folgenden ist das schlechterdings nicht mehr möglich. Sie füh-

len, daß Sie noch nichts zur Kritik der historischen Schule gesagt haben, daß das bis dahin von Ihnen Gesagte nicht nur Unsinn ist, sondern auch sehr leicht als solcher erkannt werden könnte. Darum greifen Sie nun zu Ihrem Hauptmittel, zu dem Taschenspielerstreich, in dem Sie unübertrefflich, unerreichbar sind. Sie weben in den folgenden Sätzen ein Gewebe von flirrenden, klirrenden, wirrenden, schimmernden, flimmernden, schielenden, spielenden, trügenden, lügenden Worten zusammen, daß man immer glaubt, etwas zu sehen — und sieht doch nichts, immer glaubt etwas zu hören — und hört doch nichts!

„Freie Reflexion — vertieftes Studium des Römischen Rechts — volksthümliches Christenthum — heidnisches Volksrecht — Naturwüchsiges — Götz von Berlichingen — heimisches Volksrecht — unclassische Natur — norddeutsche Zurückhaltung — Blödigkeit des Gemüths — gebrochner Damm — überraschende Gewalt — Regel fügen — wieder Naturwüchsiges und Volksthümliches — römisches Recht — äußere Einflüsse — ursprünglicher Lauf — einheitlicher Staat — Logik des Rechtsbewußtseins" ꝛc. ꝛc. Sie werfen diesen flimmernden Schleier Ihrem Leser über das Antlitz und sagen still zu sich, triumphirend lächelnd: „Nun soll er einmal etwas sehen, oder die Kourage haben zu glauben, es läge an mir, daß er nichts sehe: Schielt doch ein jedes meiner Worte nach einem Gedanken."

O großer Artist! Hierin sind Sie unerreichbar und verdienten die Anbetung Ihres ganzen Skribentengeschlechts.

Ich habe Ihnen die Ehre erwiesen, Herr Schmidt, achtmal mit konzentrirtester Denkkraft die obige Reihenfolge von Sätzen durchzulesen um mich des durch dieselben hindurchgehenden Gedankens zu bemächtigen. Es war unmöglich. Es ist, wenn man diesen Gedanken sucht, wie im Hamlet, als man das Gespenst fangen will. Husch — ist es hier; husch — ist es dort! Oder wie beim Blindekuhspiel. Ganz nah hier zur Linken hört man eine bekannte Stimme; man greift nach ihr — leere Luft — jetzt rechts eine andere bekannte Stimme — zugegriffen — leere Luft; jetzt vorn, jetzt hinten, jetzt rückwärts, jetzt vorwärts, immer die Stimme, die man zu erkennen glaubt — und immer leere Luft, bis man denn in dieser taumelnden Bewegung nicht mehr weiß, wo einem der Kopf steht. Nein, Herr Schmidt, dieses Höllenkonzert taumelnder, heulender, tobender Worte kann nicht mehr kritisirt werden; denn dazu wäre doch immer noch erforderlich, daß irgend ein bestimmter, wenn auch noch so falscher Gedanke durch dasselbe hindurchginge. Es kann nur noch charakte-

risirt werden, und zwar am besten, wie mein Student meint, durch eine Aeschyleische Stelle mit einigen leichten Abänderungen derselben:

„Eleleu! Eleleu!
Wie ihn wieder der Krampf des zerrütteten Sinns,
Wahnwitz ihn durchzuckt! wie die Bremse ihn sticht
Mit dem Stachel der Gluth!
Es zersprengt sein Herz in Entsetzen die Brust
Und im Kreis schweift wild der verwilderte Blick!
Von der Bahn ihn hinwegreißt taumelgepeitscht,
Ohnmächtig des Worts, ihn des Wahnsinns Sturm:
Sein wildes Geschrei, es verhallt mir umsonst
In des Unsinns tosender Brandung!"

(Aeschylos, Prometheus.)

Bd. II. S. 339.

„Ein Theil des Buchs, der das meiste Aufsehen erregte, gab die angebliche Geschichte der staatsrechtlichen Lehren, die mit der kleinlichsten Bosheit und einer völligen unwissenschaftlichen Abstraktion durchgeführt war."

Anm. d. Setzers. Mit einer „völlig" unwissenschaftlichen Abstraktion, Herr Schmidt, wenn es Ihnen recht ist, nicht mit einer „völligen!" Das „völlig" soll doch hier den Grad des Unwissenschaftlichen bezeichnen, nicht aber, ohne Beziehung auf dieses, gleichfalls direkt auf „Abstraktion" bezogen werden und dieser, die ein Leeres ist, den Begriff der Fülle geben. Dann muß es aber, sagt mein Junge, der Bengel, adverbialiter mit „unwissenschaftlichen" verbunden werden.

Bd. II. S. 412.

Als Schluß der Beurtheilung der vergleichenden Sprachforschung Wilhelm v. Humboldts, Bopps rc.: „Denn einen so imponirenden Eindruck die neue Wissenschaft auch macht, auf die Nationalliteratur kann sie nicht einwirken;[1]) sie kann es niemals zu einer wirklich gestaltenden Darstellung bringen,[2]) sie kann niemals als Bildungsmaterial des Volks dienen.[3]) Der Orient und die neue Welt bieten zu interessanten Reisen Gelegenheit, aber man kann sich nie dort einrichten, unsere geistige Heimath bleibt doch der klassische Boden des Alterthums.[4]) Dagegen ist es eine schöne und überraschende Ironie des

[1]) Anm. d. Setzers. Auf welche, Herr Schmidt? Auf die belletristische, auf unsre schöngeistigen Journale und Journalmenschen? Ist vielleicht auch gar nicht die Absicht dieser Wissenschaft!

[2]) Fürchten Sie schon wieder für Ihre „Darstellungskraft,“ Herr Schmidt? Bopp wie Niebuhr sind Bösewichte, die Ihnen Ihren Styl rauben können — doch wir sprechen darüber noch an einem andern Ort.

[3]) Meinen Sie, daß Bopp's Sanskrit-Grammatik noch nicht so bald unmittelbar in unsern Elementarschulen eingeführt werden dürfte? I der Tausend, das muß Ihnen Jemand gesagt haben! Was Sie für klare Begriffe darüber haben müssen, durch wie viele unendliche Vermittelungen und Kanäle Wissenschaften und Erkenntnisse, die in den Besten einer Nation aufgehen, endlich, wenn auch noch so langsam, auf die Gesammtbildung des Volkes wirken, um einen solchen Blödsinn schreiben zu können!

[4]) Aber, Herr Schmidt, Herr Schmidt, bedenken Sie doch um Gottes Willen, daß Sie durch Ihr ganzes Werk hindurch gegen unsere größesten Dichter, gegen Schiller und Göthe in einemfort polemisiren, weil sie uns die „erotische Pflanze“ das „fremde Grün“ des klassischen Alterthums hätten aufnöthigen wollen — und hier wird nun plötzlich — aus bloßem Widerspruchsgeist gegen die vergleichende Sprachforschung — der klassische Boden des Alterthums zu „unserer geistigen Heimath“!

Schicksals,[5]) daß wir in dem Streben nach dem Dunkeln und Verworrenen zur hellen Erkenntniß vordringen mußten, daß die Vertiefung in die Mystik endlich zur Ueberwindung der Mystik führte."

„Wir strebten nach dem Orient, um das ewig Verborgene zu suchen. Im Orient breiteten wir uns nach allen Seiten aus und fanden unter anderm auch den Weg nach unserm eignen Vaterlande. Die Deutsche Philologie und die deutsche Alterthumswissenschaft ging mit jenen naturphilosophischen und symbolischen Studien Hand in Hand. Die deutsche Vorzeit mußte uns erst als etwas Fremdes, Geheimnißvolles und Mystisches imponiren, ehe wir uns darin zu Hause fanden. Es war ein seltsamer Umweg über Indien nach der deutschen Vorzeit zu pilgern und es ist viel Zeit und Kraft darauf verloren gegangen.[6])

[5]) Die größte Ironie des Schicksals, Herr Schmidt, erblicke ich für so würdige Männer, wie Humboldt, Bopp &c. darin, daß Sie über dieselben schreiben.

[6]) Herr Schmidt! den in dem schöngeistigen Wortgeklingel aller dieser Sätze enthaltenen Blödsinn wieder sorgfältig herauszuschälen, — das sei ferne von mir! So schuhriegeln lasse ich mich von Ihnen nicht! Nur um Ihnen zu zeigen, daß Sie nicht einmal Original sind, will ich Ihnen Ihren Spiegel vorhalten. Kennen Sie unseres Satyrikers Liscow Schrift über die „Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Skribenten, Frankfurt 1736?" Dort können Sie Ihr genaues frappantes Portrait finden. „Ich kehre wieder zu meinem Zweck, sagt Liscow daselbst S. 474 — und sage, daß wir, wenn wir schreiben wollen, die Prüfung unserer Kräfte, mit welcher sich unsere Feinde quälen, für ebenso unnütz halten, als Vernunft und Nachdenken. Wir brauchen so vieler Umstände nicht. Wir haben die besondere Gabe von der Natur, daß wir schreiben können, was wir nicht gelernt haben und von Sachen urtheilen, die wir nicht verstehen." Also trösten Sie Sich, Herr Schmidt. Sie sehen, Sie sind nicht der erste, sondern nur der kolossalste Narr dieser Gattung. Aber schon vor 1736 existirten würdige Anfänger in Ihrer Kunst, die Liscow so reizend schildert. Liscow wird Sie überhaupt trösten können, wenn Ihnen meine Anmerkungen

Da wir aber das Ziel wirklich erreicht haben, so hat auch diese Verirrung etwas Belehrendes.[7])

unangenehm sein sollten. Er zeigt, daß der elende Skribent selbst dann noch Grund hat, mit sich zufrieden zu sein, wenn seine Schriften von allen getadelt würden. „Der Mangel der Vernunft, sagt er S. 487, der uns das Schreiben so leicht und unsere Schriften dem Pöbel so angenehm macht, würde uns auch auf den Fall Dienste thun, wenn der Pöbel sich zu unsern Feinden schlüge, und wir würden in unserem Unglück größer sein, als in den glücklichen Tagen." Also trösten Sie Sich, auch wenn Sie durch meine gemeinfaßlichen Parlustrationen Ihren Anhang verlieren sollten.

[7]) I Du grundgütiger Schmidt! Was Du milde bist! Der Mann ist sogar im Stande Bopp seine Verirrungen in's Indische zu vergeben! I Du grundgütiger Schmidt!

Bd. II. S. 509.

„Wenn Eichendorff auf dem Umweg der Romantik wieder in die Sittlichkeit zurückkehrt, so würde nach einer andern Seite hin der Gegensatz gegen den Classicismus noch weiter ausgebildet: durch die Vertiefung in die Nachtseite der Natur, in welcher ein geheimnißvolles Licht waltet, so daß es uns durch keine Kunststücke der Perspective sichtbar gemacht werden kann.“ (!!)

Anm. d. Setzers. O Sie Hermes trismegistos, der Sie sind! Sogar die Physik beschenken Sie im Vorübergehen mit Ihren merkwürdigen Entdeckungen. Sie beschenken sie mit einem unsichtbaren Licht! Mit einem Licht das auf keine Weise sichtbar gemacht werden kann! O Sie Nachtseite der Natur!!

Bd. II. S. 529.

Ueber Niebuhr, Boeckh, Ottfried Müller, die Philologie und die historische Schule: „Wir haben von den Juristen wie von den Philosophen gelernt, daß uns in der Geschichte noch vieles andere interessiren muß, als die hervorstechenden Thatsachen und Persönlichkeiten. Allein vorläufig verwirrt es die Darstellung, da einseitige Gesichtspunkte sich hart aneinander drängen und umsonst nach der rechten Mitte suchen"

Anm. d. Setzers. Wie schön gesagt! Ja, ja, Herr Schmidt, es ist nichts mit der Philologie, mit Böckh so wenig, wie mit Niebuhr, mit Ottfr. Müller so wenig, wie mit Savigny! Es ist nichts mit den philologischen Forschungen, so wenig auf dem Felde der historischen, wie der vorhistorischen Zeiten. Wie die letzteren nur Ihre „Gestaltungskraft schwächen" würden, so müssen die ersteren „vorläufig die Darstellung verwirren." Bonnet blanc et blanc bonnet! „Vorläufig die Darstellung verwirren," „einseitige Gesichtspunkte," „hartaneinander drängen," „umsonst die rechte Mitte suchen" — das ist alles, was dabei herauskommt, mindestens so lange Sie nicht darüber schreiben, der Sie zwar diese ganze Bildung hinter sich haben und natürlich hinter sich haben müssen, um so sicher und gewiegt über dieselbe urtheilen zu können, aber dennoch nicht darüber schreiben werden, schon um sich ihre kostbare „Gestaltungskraft" nicht zu schwächen, und ihre klare „Darstellung" nicht zu verwirren, um „das zusammengewachsene Grün" und das „unsichtbare Licht," die „demagogischen Untersuchungen" und die „aus einem Vorrath alter Nationalsagen sich entwickelnde griechische Geschichte", das „gedoppelte natursymbolische Moment" und das beständige Bimbamgeläute Ihres zarten Styls durch so grobstoffliche Leistungen nicht auf's Spiel zu setzen. Und vielleicht ein wenig auch deshalb nicht, weil selbst Blödsinn zu schreiben in diesen Wissenschaften immer noch viel schwerer wäre, als über dieselben! — Die ganze Deutsche Bildung, Herr Schmidt, ist überhaupt nichts als Ein

großer Bankerott, in welchem Niemand stehen bleibt, als das unsichtbare Licht, der einsame Julian, auf den Leichen der Gefallenen thronend, und mit vornehmer Herablassung sich von Zeit zu Zeit herunterbückend, um bald diesen bald jenen der Männer, von deren Büchern er nichts als die Titel kennt, zu nasenstübern!

Na, warten Sie, Sie unsichtbares Licht! Ich hoffe, ich habe Sie sichtbar gemacht!

Bd. II. S. 360.

„Denn der Grundzug, der sich in ihnen (nämlich in den Anekdoten über die altrömischen Charaktere) ausspricht, die Verleugnung des sittlichen Instinkts zu Gunsten einer Abstraction &c." — —

Anm. d. Setzers. Warum, Herr Schmidt, verfahren Sie so hart gegen die alten Römer? Warum werfen Sie ihnen vor, den sittlichen Instinkt verleugnet zu haben, während es doch nicht so schwer war, zu sehen, daß dieselben vielmehr gerade alles und sich selbst ihren sittlichen Instinkten aufgeopfert haben, und daß nur der sittliche Instinkt selbst damals ein anderer war, als heute. Der alte Regulus würde es z. B. für tief unsittlich gehalten haben, eine dicke Literaturgeschichte zu schreiben, wenn man in Tod und Teufel nichts von seinem Stoff versteht. Dagegen hielt er es für sittlich, seinem Volke den Rath zu geben, den Krieg gegen Carthago fortzusetzen, obgleich er wußte, daß man ihn deshalb in Carthago, wohin er seinem Versprechen gemäß zurückkehren mußte, tödten würde. Der alte Brutus ließ seine Kinder hinrichten, welche sich gegen die Republik verschworen haben, damit nicht ihre Straflosigkeit schlechte Grundsätze im Volke begünstige. Es läßt sich hieraus fast mit Sicherheit abnehmen, daß er die Erzeugung von solchen geistigen Kindern, wie Sie deren in die Welt setzen, d. h. die Produktion von Büchern, welche nichts enthalten als die krasseste Unwissenheit, das oberflächlichste, unsinnigste, schöngeistige Wortgeklingel, die schiefsten gedanken- und inhaltlosesten Urtheile, die unsittliche Sucht, den Schein eines Verständnisses von Dingen zu erkünsteln, von denen man nicht einmal die Rudimenta kennt, die noch tiefere Unsittlichkeit gerade durch vornehmes Absprechen, durch süffisante Herabsetzung alles Großen und Bedeutenden eine Autorität im großen Publikum erwerben zu wollen, Bücher also, welche auch nichts als dieselbe Unwissenheit, dieselbe miserable Verkennung alles Großen, was in der Nation geleistet worden ist, im Volke verbreiten und ihm nur dieselbe Unsittlichkeit und Lasterhaftigkeit einimpfen können, deren Erzeugniß sie sind, — Brutus, sage ich, würde

die Produktion von solchen Büchern geradezu dem Verbrechen der Brunnenvergiftung gleichgesetzt haben! Und selbst heute noch, Herr Schmidt, giebt es Leute, die hierin seiner Ansicht sind. Lassen Sie also, Herr Schmidt, die alten Römer und ihre „Verleugnung des sittlichen Instinkts" in Frieden. Bedenken Sie, daß jene Aermsten noch keine moderne Journalistik hatten, um aus ihr Sittlichkeit lernen zu können!

Bd. II. S. 446.

„Nachdem durch die **Einkehr** in's deutsche Leben der bisherige **Idealismus in Verwirrung gesetzt war**, zeigt die deutsche Poesie eine chaotische **Gährung**, der alle **Physiognomie fehlen** würde, wenn nicht ein **rührender Zug** an die alte Zeit erinnerte."

Anm. d. Setzers. Mit diesen Worten beginnen Sie einen neuen Abschnitt, Herr Schmidt. Wieder eine Ihrer freilich auf jeder Seite sich findenden Phrasen, deren Gespreiztheit und Dicknäsigkeit den Schein erregen soll, als wäre irgend ein Sinn dahinter verborgen, während es nichts weiter als das leerste Wortgeläute — bim, bam! — ist, das sogar jeden bloß grammatischen Sinn verloren hat. Wer war ins deutsche Leben eingekehrt, Herr Schmidt? der Idealismus selbst? Nun, wenn der Idealismus selbst, — diese Richtung des Geistes — ins deutsche Leben eingekehrt war, so kann er ja auch nicht durch diese von ihm gewollte und vollbrachte Einkehr in Verwirrung gesetzt worden sein! Oder war der Idealismus dadurch in Verwirrung gesetzt, weil zwar nicht er, aber etwa die Nation ins deutsche Leben eingekehrt war? Aber die deutsche Nation, Herr Schmidt, wird doch wohl nie außerhalb des deutschen Lebens gelebt haben! — Zu dieser Pracht der Gedanken die Pracht der Bilder. Eine „Gährung" die keine „Physiognomie" hat und eine „Gährung" die einen „rührenden Zug" hat!

Bd. II. S. 159.

„Gesunder Menschenverstand ist nichts Anderes als die Gesundheit des geistigen Auges, er ist wie die Inspiration eine Gabe, die man nicht durch Reflexion erwirbt, die man von der Natur empfangen muß.“

Anm. d. Setzers. Welche Oratio pro domo, Herr Schmidt! Sie wollen uns hier nur zart andeuten, warum, da Sie keinen gesunden Menschenverstand von Natur empfangen, Sie auch nicht erst darauf ausgegangen wären, ihn durch Bildung zu erwerben.

Bd. II. S. 463.

„In der Zeit Ramler's, des Dichters, mit welchem Platen die größte Aehnlichkeit hat, den er aber nach der Vorschrift der romantischen Schule tief verachtet, hatte die lyrische Stylübung eine ganz andere Bedeutung."

Anm. d. Setzers. Platen, der abgesagteste Feind, der leidenschaftlichste Gegner, der vollendetste Gegensatz der romantischen Schule, nach ihren, der romantischen Schule, Vorschriften verachtend? O du heiliger Zebadeus, das reicht an den Schwabenspiegel und die sieben Weisen!

Bd. II. S. 434.

Urtheile über Platen: „Unproductiver Dichter, der sich einer ziemlichen Belesenheit und eines gewissen Geschmackes in der Handhabung der Verse erfreut," „Bitterkeit eines literarisch Unzufriedenen," „unsicheres Selbstgefühl, das bald zur unnatürlichen Steigerung der Selbstachtung, bald zur würdelosen Empfindlichkeit führt," „gezierte Waldeinsamkeitsromantik," „anmaßungsvolle literarische Beziehungen," „den leitenden Faden bildet nicht die Erfindung, sondern die Eitelkeit des Dichters, die immer zu sich selbst zurückkehrt," „das Stück (die Liga von Cambray) zeigt eine erschreckende Unfähigkeit, ein gegebenes geschichtliches Thema mit einigem Verstand und einiger Phantasie zu behandeln." „Unfruchtbarer Geist," ihn „treibt nicht die innere Fülle, sondern irgend ein äußeres Beispiel," er steift sich „auf Kleinigkeiten, auf die Sicherheit des Handwerks, richtige Reime und Maß, weil das Wesentliche zu erfassen seine Kraft nicht hinreicht." Und ferner über denselben S. 462: „Derselben Richtung, wie Rückert, aber mit ungleich geringerem Talent schließt sich August Graf v. Platen-Hallermünde an, ein Typus des Dilettantismus, der sein poetisches Gefühl mit schöpferischer Begabung verwechselt und zugleich ein merkwürdiges Zeichen für die Neigung des deutschen Volks, unausgesetztem Selbstlob auf's Wort zu glauben." „Das geheime Gefühl seiner Unsicherheit sucht er durch Prahlereien zu übertäuben" rc. „So bezieht er sich fortdauernd auf sich selbst und auf seine Recensenten; es ist nicht Liebe zum Gegenstand, nicht Freude am Schaffen, sondern angstvolle Sehnsucht nach Ruhm, was ihn treibt, verbunden mit dem Gefühl einer inneren Leere." „Der Aufenthalt in Italien führte ihn in der Lyrik wie im Drama zur Nachbildung der antiken Form. In diesen Nachbil-

dungen ist vielleicht die Verirrung am schlimmsten, namentlich in den Hymnen nach Pindars Vorbild, die sich in Rythmen bewegen, welche kein modernes Ohr versteht und die durch künstlich eingeflochtene Anspielungen, die nicht zur Sache gehören, durch Verdrehung der Construction, durch Umschreibung, wo das einfache Wort poetischer wäre, sich jenen Nimbus des Erhabenen zu geben suchen, der dem Inhalt fehlt. Die Handhabung des Metrums ist geschickter als bei irgend einem andern Dichter, selbst Schlegel nicht ausgenommen, und der Styl zeigt ein löbliches Streben nach Reinheit und Würde. Aber der Styl wird doch durch die Gedanken und Empfindungen bedingt und wo diese ganz fehlen oder wenigstens matt sind, wird das größte Formtalent uns nicht befriedigen." „In sclavischer Abhängigkeit von der Vorstellungsweise entlegner Zeiten und Zonen träumte er sich in eine phantastische Freiheit hinein, die nur in seiner Vereinsamung lag; die Welt läßt sich wohl die subjective Dichtung gefallen, wenn die sich hervordrängende Persönlichkeit sie interessirt und fesselt, wie Lord Byron; wo sie aber nichts anderes giebt als ein forcirtes Anempfinden fremder Gedanken und Gefühle, da muß sie zuletzt langweilen und erbittern, und so ist es Platen ergangen wie seinen Gegnern."

Anm. d. Setzers. Wie ein Hund vorzugsweis gern große Monumente bepißt, so liebt es Herr Schmidt vorzugsweise an den leuchtendsten und monumentalsten Gestalten, in denen sich der Deutsche Geist verkörpert hat, sein Wasser [illegible]! Platen, einem der gedankentiefsten Dichter der gesammten Deutschen Literatur, wagt dieses Waschweib, welches in zwei dicken Bänden nichts als den greulichsten Blödsinn, nur erreicht von der fabelhaftesten Unwissenheit, producirt, ein gänzliches Fehlen von Gedanken und Empfindungen vorzuwerfen! Platen, dessen Busen von der brennendsten Sehnsucht für die Freiheit seines Volkes schlug, Platen, dessen Seele Ein Gluthgedanke war, von der intensivesten Leidenschaft für alle Interessen unserer Culturentwicklung berauscht, Platen, der ein moderner Tyrtaeus

mit einer so vor wie nach ihm unerreichten Kraft, in unseren Culturkampf den Reigen der Dichter beginnt, welche in den großen und realen geistig-politischen Interessen der Völker das begeisternde Prinzip ihrer Lyrik erblicken — Platen wagt dieser Hämling „innere Leere“ und niedrigste Selbstsucht vorzuwerfen!

Platen, großer Genius! Dein Grab kann dieser Hund nur besudeln wollen, nicht wirklich besudeln! Uns aber liegt noch wie assa foetida auf der Zunge der scheußliche Ungeschmack der Worte, die wir gegen Dich citiren mußten. Pfui! Spülen wir ihn hinunter diesen Ungeschmack, indem wir die schöne Grabschrift anstimmen, die Prutz Dir gesetzt hat:

„Zwar einmal schon im germanischen Land, schon war uns ein Dichter geboren,
Dem bei der Geburt, wie dem Attiker einst, die Kamoene die Lippe gelöset
Und Honig ihm mit dem Stachel zugleich in die offene Seele geträufelt.
Ja, lebte noch Er, der vortreffliche Mann, den ich nah zu den Größesten setze,
In zerfahrener Zeit ein ganzer Poet, großherzig ein Mann und ein Deutscher.
Und bespannte noch Er mit melodischer Hand die unsterblich tönende Leier — .
Nicht wagt' ich mich da in's verwegene Spiel, dem Größeren ließ ich die Kampfbahn
Und stellte mich stumm und bescheiden zurück zu der beifallklatschenden Menge.
Ach aber, er schläft am sikelischen Strand, von der säuselnden Palme beschattet
An des Weltmeers Rand einsam und stumm, freiwillig und doch ein Verbannter.
Denn verbannten ihn nicht Kaltsinnigkeit und des Publikums schnödes Gelüste,
Das dem Müllner und Kind Beifall zurief und den Klauren, den fanden Sie göttlich?!
Das brach ihm das Herz, daß so breit ringsum die Misere, die schofle, sich machte,
Daß sie horchten mit Lust auf des Hänflings Gezirp und der Nachtigall Lieder verschliefen.

Ein böotisch Geschlecht und schlimmer sogar; denn es fehlte nicht blos am Geschmacke.
Doch starb er nicht ganz! Denn er ließ uns zurück der Komödie leuchtende Muster,
Er ließ uns zurück den metallenen Vers, schwungvoll von unendlichem Wohllaut,
Und schlank und prall, wie ein Jungfräulein, dem zuerst sich der Busen entfaltet

— — — —

Ihm wölbte sich auch von Sehnsucht heiß, nach besseren Zeiten der Busen,
Großartigeren, wo nicht Tänzer allein, süßflötende Kehlen uns kümmern,
Und das neueste Stück und das neueste Buch und ob der es, ob jener gelobt hat,
Nein, Zeiten beschwor auch Platen herauf, wo die Deutschen sich würden bewußt sein,
Abschüttelnd den Schlaf von bepudertem Haupt, der verfehlten, der hohen Bestimmung
Und wo wieder das Schwert vom Roste befreit, ablösen würde die Feder.
Nicht war ihm vergönnt, in des kommenden Tags aufdämmernde Röthe zu schauen,
Die purpurn jetzt (ob Rosen? ob Blut?) auf die bräunlichen Wangen uns herstrahlt.
Doch hätt' er's erlebt, er wäre, fürwahr, nicht der Letzte, der Erste gewesen
Und hätte des Lieds Brandpfeil gradaus in die Burg der Tyrannen geworfen.
Seid Zeugen mir deß, die der Sterbende flocht, der gestorbenen Freiheit zu Ehren,
O Lorbeern ihr um Polonias Stirn! Doch ein Brandmal seid ihr dem Czaren."

Bd. II. S. 535.

„Hegels[1]) Philosophie war das letzte Resultat einer reichen und glänzenden, aber unfertigen Bildung[2]); einer Periode des Werdens, die sich zuerst in einzelnen Blüten ausprägte, die aber endlich in einen allgemeinen Gährungsprozeß ausging[3]). Als Ausdruck dieses

[1]) Anm. d. Setzers. Wird denn Niemand vor Ihrer Ueberweisheit sicher sein, Herr Schmidt? Ich fürchte, ich fürchte, es könnte Ihnen diesmal besonders schlimm ergehen, noch schlimmer fast als bei Fichte:

„Rathe du mir nun, Frigg,
Da mich zu fahren lüstet
Zu Wafthrudnirs Wohnungen
Denn groß ist mein Vorwitz
Ueber der Vorwelt Lehren
Mit dem Allwissenden Joten zu streiten.

(Edda Vafthrudhnismál, Uebers. v. Simrock.)

[2]) Ja, ja, das ist auch wieder so ein „unfertiger" Bursche, dieser Hegel! Aber nur Geduld, Herr Schmidt wird ihn schon abfertigen.

[3]) Also herbei ihr Wissensdurstigen und Bildungssüchtigen, die Ihr gern in der Kürze vernehmen möchtet, was die Hegel'sche Philosophie eigentlich sei, wodurch sie sich charakterisirt und von andern Philosophieen ihrer und anderer Zeiten unterscheide! Herbei und hört genau! Die Hegel'sche Philosophie unterscheidet sich dadurch, daß sie das „letzte Resultat" ist „einer Periode des Werdens," die sich „zuerst in einzelnen Blüthen ausprägt", dann aber in einen „allgemeinen Gährungsprozeß ausgeht." O großer Bilderer Julian Schmidt! O, Sie Nachtseite der Natur! Wenn es möglich ist aus obigen Worten irgend einen Sinn flüssig zu machen, nur so viel als erforderlich wäre, um einem Hund die Schnauze zu bestreichen, so will ich verdammt sein, mein Lebtag nichts weiter zu lesen, als Ihre unsterblichen Werke! Bedenken Sie doch! Insofern man das Wort „Gährungsprozeß" auf geistige Verhältnisse anwendet, bedeutet es überhaupt nichts anderes, als Entwicklungsprozeß, Werdensprozeß. Werdensprozeß aber bedeutet wieder gar nichts, als was Werden für sich allein auch schon bedeutet, denn alles Werden ist stets ein Prozeß. Indem sie also

Gährungsprozesses, in dem die Elemente wieder ihr Recht gewinnen (!!) und sich der bisherigen organischen Bildungen bemächtigen, (??) um eine neue Schöpfung möglich zu machen[4]), ist die Hegelsche Philoso-

sprechen von einer „Periode des Werdens," die „aber endlich" in „einen allgemeinen Gährungsprozeß" ausging, sagen Sie nichts anders als: „eine Periode des Werdens, die aber endlich in ein allgemeines Werden ausging!" — Aber weiter! Entkleiden wir Sie immer weiter der breitspurigen Worte, der hochtönenden Bildungsausdrücke, unter welchen Sie Schluderer, wie Bettler ihre Blöße unter den gestohlenen Fetzen kostbarer Kleider, Ihre nackte Gedankenlosigkeit verstecken! Sie sagen, daß sich jene Periode des geistigen Werdens „zuerst" in „einzelnen Blüthen ausprägte," d. h. großer Bilderer, in Individualitäten und individuellen Productionen, die man, wenn man den Entwicklungsprozeß des allgemeinen Geistes mit dem einer Pflanze vergleicht, in der That bildlich als die Blüthen in demselben bezeichnen kann.

Nun aber wird Ihnen vielleicht so viel klar sein, Herr Schmidt, daß jede geistige Richtung, jedes geistige Werden stets und immer nur in Individualitäten zum Vorschein kommen, sich „ausprägen" kann. Anders kann das geistige, literarische, wissenschaftliche Werden gar nicht vor sich gehen, als in „einzelnen Blüthen", Herr Schmidt. Dies wird bei allen Werdensperioden zutreffen, Herr Schmidt, und wird auch für jede einzelne Werdensperiode eben so im Anfang wie in der Mitte und am Ende derselben zutreffen. Vom Standpunkt des allgemeinen Geistes aus, auf welchen Sie Sich ja bei Ihrem Bilde stellen, bildet eben das Dasein und Auftreten der Individuen, sein (des allgemeinen Geistes) Werden, sein „sich in Blüthen ausprägen." Wenn Sie also sagen, „die Hegel'sche Philosophie sei das letzte Resultat einer Periode des Werdens, die sich zuerst in einzelnen Blüthen ausprägte, die aber endlich in einen allgemeinen Gährungsprozeß ausging," so sagen Sie, den falschen Flitterkram der verdeckenden Worte herunter gerissen nichts anders als: „Die Hegel'sche Philosophie sei das letzte Resultat einer Periode des Werdens, die zuerst wurde, die aber endlich in ein allgemeines Werden ausging!" O Sie großer Tautologe! O Sie Nachtseite der Natur!

[4]) Hegel glaubte ein System geschaffen zu haben, also, ob dieses

phie zugleich ein Ferment der neuen Zeit" [5]).

System wahr oder falsch sei, immerhin eine Einheit! In eine streng durchgeführte Einheit glaubte er die Elemente des menschlichen Wissens, des geistigen und natürlichen Alls aufgehoben zu haben. Diejenigen, welche seine Philosophie angriffen, thaten das bisher in der Regel so, daß sie behaupteten, Hegel habe jenen Elementen sogar Gewalt angethan, um sie aus ihrer besonders selbstständigen Natur heraus zu reißen und zu einer künstlichen Einheit zu verbinden. Point du tout! Hegel selbst wie seine Gegner haben seine Philosophie gänzlich mißverstanden! Die Bedeutung der Hegel'schen Philosophie ist vielmehr die, daß in ihr „die Elemente wieder ihr Recht gewinnen." Ihre Bedeutung ist also die, daß in ihr die Elemente wieder auseinander treten! O du Großcophta alles Unsinns! O du gefürsteter Herr des Widerspruchs! O du König von Gottes Gnaden in den Reichen der Tautologie, welch' schauderbaren Blödsinn schreibst du da wieder zusammen! Aber nicht nur die Elemente gewinnen in der Hegel'schen Philosophie wieder ihr Recht, sondern, wie es freilich nicht anders sein kann, dieser schreckliche *Κατακλυσμός*, dieser wilde Elementarprozeß der wieder in ihr Recht eintretenden Elemente droht sogar, „sich der bisherigen organischen Bildungen zu bemächtigen." Verstellen Sie Sich doch nicht, Herr Schmidt! Sie wollen andeuten, die Hegel'sche Philosophie sei Ihnen einmal auf den Kopf gefallen und habe sich der „organischen Bildung" Ihres Gehirns zu bemächtigen gedroht! Aber männiglich, der einige Seiten in Ihrem Buche gelesen, wird wissen, daß Sie Ihren Schädel immer auf Schußweite von der Hegel'schen Philosophie fern gehalten haben. Freilich lediglich aus wissenschaftlichem Eifer; um nehmlich die Römer-Urkunde keiner Alteration auszusetzen, die noch auf Ihrem Schädel eingegraben ist. Sie erinnern Sich doch noch, Herr Schmidt, von Seite 39? —

[5]) Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum."

Bd. II. S. 536.

Weiter über Hegel: „Wie die Romantiker bemühte er sich, die verschiedenartigsten Bildungsformen in ihrer Berechtigung zu begreifen; er führte aus, was bei jenen Tendenz gewesen war. Aber er ging an die Erscheinungen nicht mit jenem unpersönlichem Wohlgefallen, das jede Abnormität widerstandslos aufnimmt, sondern mit einer festen und sittlichen Durchbildung. Sein Wohlgefallen war nicht ein unterschiedloses, weil sein Urtheil nicht auf ästhetischen, sondern auf historischen Gründen beruhte; er ließ die Erscheinungen gelten, aber nur im Verhältniß zum Raum und zur Zeit, der sie angehörten."

Anm. d. Setzers. Den anderweitigen Nonsens in der obigen Stelle — wie z. B., daß Sie da Hegel zum Lobe nachsagen, er sei nicht mit „unpersönlichem" Wohlgefallen an die Erscheinungen gegangen, während das, was Sie selbst sagen, vielmehr beweisen würde, daß er mit durchaus unpersönlichem, rein objectivem Wohlgefallen an die Erscheinungen gegangen ist, — will ich unberücksichtigt lassen. Kann ich doch ohnehin nur immer die allerunbedeutendsten Pröbchen Ihres Blödsinns zum Besten geben. Denn in das dichte Urdickicht desselben einzudringen — davor bewahre mich Gott! Da müßte ich immer ein drei Seiten langes Bimbamgeläute abschreiben, und das halten meine Kopfnerven nicht aus. Also den anderweitigen Nonsens in obiger Stelle will ich Ihnen schenken. Nur auf eins will ich Sie aufmerksam machen. Passen Sie wohl auf! Um den Beweis zu geben, wie sehr Sie Hegel studirt und begriffen haben, verhalten Sie Sich oben äußerst anerkennend. Es muß Ihnen das freilich hart ankommen. Inzwischen, Sie trösten Sich, denn Sie wissen ja doch, es ist nur geborgt. Sie wissen ja doch, lange wird es nicht dauern, bis Sie ihm die paar Fetzen wieder vom Leibe reißen, mit denen Sie ihn momentan für Ihr eigenes Bedürfniß bekleiden. Aber hier nun, wo Sie das Bedürfniß haben, einigen anerkennenden Wischiwaschi loszulassen, erklären Sie, das Verhalten Hegels zu den geschichtlichen Erscheinungen unterscheide sich von dem der Romantiker gerade dadurch, daß sein „Urtheil nicht auf ästhetischen, sondern auf historischen Gründen beruhte." Sie constatiren ferner ausdrücklich: „er ließ die Erscheinungen gelten, aber nur im Verhältniß zum

Raum und zur Zeit, der sie angehörten." Hegel hat also, Sie sagen es selbst und also muß es wohl wahr sein, bei den geschichtlichen Erscheinungen von Raum und Zeit nicht abstrahirt; er hat diese festen Verhältnisse nicht verflüchtigt; er hat vielmehr dieselben festgehalten; er hat, und dies charakterisire ihn, die geschichtlichen Erscheinungen gelten lassen, „aber nur im Verhältniß zum Raum und zur Zeit, der sie angehörten."

Und nun sehen Sie, Bursche! Zwanzig Seiten darauf — Seite 556 — resümiren Sie das Schlußurtheil über Hegel in folgenden Worten: „Er hat sich gegen die objective Welt, namentlich gegen die Geschichte dadurch versündigt, daß er in dem Reich des absoluten Seins die wesentlichen Momente der Zeit und des Raumes verflüchtigt"!!!!

Wie Sie die Käufer der vier Auflagen Ihrer Literaturgeschichte innerlich auslachen müssen! Mit welcher Weltverachtung Sie geschwängert sein müssen, Herr Schmidt!

Bd. II. S. 539.

Immer weiter über Hegel: „Er ist nicht frei von Irrthümern und Willkürlichkeiten, denn an das methodische Arbeiten der Wissenschaft, die keinen Schritt weiter thut, bevor sie das gewonnene Terrain vollkommen beherrscht, war er nicht gewöhnt“!

Anm. d. Setzers. Je nun, Herr Schmidt, so streng methodisches Arbeiten, wie Ihnen eigenthümlich ist, ist freilich nicht Jedermann's Sache. Sich aus dem bloßen Wort: „Schwabenspiegel“ zu entwickeln, daß dies ein typisches, maßgebendes Werk der schwäbischen Poesie sein müsse (Sie erinnern sich doch noch, Herr Schmidt? oben pag. 20 sqq.) und ähnliche Kraftproben, deren wir so viele von Ihnen gesehen, die streng durchgeführte Architectonik Ihres Werkes, auf je zehn Seiten Blödsinn fünf Tautologien und vier Widersprüche folgen zu lassen — solche eiserne Methodik können Sie freilich von Hegel nicht verlangen! Daran war er allerdings „nicht gewöhnt!“ Die bleibt schon ein Privilegium der Belletristen, Herr Schmidt!

Bd. II. S. 542.

Ueber Hegels Beurtheilung der christlichen Religion: „Am unvergänglichsten ist Hegels Verdienst um die historische Analyse des Christenthums. Alle früheren Religionen, unter den später entstandenen auch die muhamedanische, sind Bejahungen des natürlichen Lebens; es wird ihnen als göttlich aufgestellt, was der Mensch mit unmittelbarer Lust umfängt. Im Gegensatz dazu ist das Christenthum die absolute Verleugnung des natürlichen Lebens, die Zerknirschung der unmittelbarsten Wünsche, die tiefste Demüthigung des Geistes, der sich als sündhaft und unselig erkennt. Hegel ging freilich nicht so abstract zu Werke, daß er nur diese eine Seite des Christenthums hervorgehoben hätte, aber sie war es, die er mit Recht für die Zeit seiner Erscheinung in der Welt als die characteristische bezeichnete."

Anm. d. Setzers. Schmidt! Schwabenspiegel! Römer-Urkunde! Unsichtbares Licht! Fremdes Grün! Und wie alle Ihre wohlerworbenen Titel noch lauten mögen! — „Ich nenn' dich Hamlet, Vater, Dänenkönig!" — Bei allen Ihren Titeln rufe ich Sie an und beschwöre Sie, mir zu enthüllen: aus welchem Journal-Artikel haben Sie das genommen? Das also verkaufen Sie Ihren Lesern als die Hegel'sche Begriffsbestimmung des Christenthums? Das Christenthum nach Hegel die „tiefste Demüthigung des Geistes, der sich als sündhaft und unselig erkennt?" Und das die Seite des Christenthums, die Hegel „für die Zeit seiner Erscheinung in der Welt als die charakteristische bezeichnete?"

Ich war 1840, als die zweite Ausgabe der Hegel'schen Werke erschien, Setzer in der Druckerei der Herren Gebrüder Unger alle seine Werke sind von mir Seite für Seite gesetzt worden; ich bin daher ein wenig zu Hause in ihnen, will Ihnen, Sie Nachtseite der Natur, ein Licht anstecken! Was Sie für Hegels Charakteristik des Christenthums ausgeben, das sähe eher etwa ungefähr der Weise ähnlich, wie er die jüdische Religion charakterisirt oder dem, was er über den Schmerz und die Gebrochenheit der römischen Welt un-

ter den Kaisern zur Zeit der Erscheinung des Christenthums sagt, ein Schmerz und eine Gebrochenheit, die nach Hegel durch das Christenthum vielmehr gerade geheilt werden sollten. Als das Charakteristische des Christenthums faßt Hegel vielmehr überall den Gottmenschen auf und bestimmt den Begriff dieser Religion als die „Einheit, die Versöhnung des Menschlichen und Göttlichen." Also geben Sie Acht, Herr Schmidt, ich fange an zu citiren: Zuerst über das Judenthum, Hegel, Religionsphilosophie Bd. II. pag. 59: „Die Natur ist hier entgöttert, die natürlichen Dinge sind Unselbstständigkeiten in ihnen selbst, und die Göttlichkeit ist nur in Einem," und ferner ib. p. 68: „Diese Untersuchung und Bekümmerniß über das Unrecht, das Schreien der Seele nach Gott, dies Hinabsteigen in die Tiefen des Geistes, diese Sehnsucht des Geistes nach dem Rechten, der Angemessenheit zum Willen Gottes, ist ein besonders Charakteristisches" (für das Judenthum) und ferner ib. p. 77: „Doch erscheint der Kampf des Menschen in sich selbst überall, besonders in den Psalmen Davids; es schreit der Schmerz aus den innersten Tiefen der Seele im Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit und es folgt die schmerzlichste Bitte um Vergebung und Versöhnung." Und bei der Begriffsbestimmung der christlichen Religion wirft er zuerst wiederholte Rückblicke auf die jüdische und römische Welt, sich äußernd wie folgt ib. p. 273: „Von dieser Forderung (nehmlich von der Forderung einer Vernünftigkeit der Welt) und von diesem Unglück hatten wir diese zwei Formen: jenen Schmerz, der von der Allgemeinheit, von Oben kommt, sahen wir im jüdischen Volk; — das Andere, das Zurücktreiben aus dem Unglück in sich ist der Standpunkt, in dem die römische Welt geendet hat, das allgemeine Unglück der Welt."

„— — Beide Seiten haben ihre Einseitigkeit; die erste (die jüdische) kann als Empfindung der Demüthigung ausgesprochen werden, die andere (römische) ist die abstracte Erhebung des Menschen in sich, der Mensch, der sich in sich concentrirt. So ist es der Stoicismus oder Skepticismus." — „Das Bewußtsein nun dieses Gegensatzes, — heißt es nun weiter — dieser Trennung des Ich und des natürlichen Willens, ist das eines unendlichen Widerspruchs. Dies Ich ist mit dem natürlichen Willen, der Welt, in unmittelbarer Beziehung und zugleich davon abgestoßen. Dies ist der unendliche Schmerz, das Leiden der Welt. Die Versöhnung, die wir bisher auf diesem Standpunkt fanden (in der stoischen Philosophie) ist nur partiell und deshalb ungenügend." — „Diese Versöhnung ist nur abstract,

denn 2c. — „Auf diesem absoluten Standpunkt kann und soll aber nicht eine solche abstracte Versöhnung stattfinden — die abstracte Tiefe des Gegensatzes erfordert das unendliche Leiden der Seele und damit eine Versöhnung, die eben so vollkommen ist." Und als diese vollkommene Versöhnung faßt Hegel das Christenthum, denn — passen Sie auf, Herr Schmidt — er fährt nun bald darauf also fort: (p. 281): „Die Möglichkeit der Versöhnung ist nur darin, daß gewußt wird die an sich seiende Einheit der göttlichen und menschlichen Natur; das ist die nothwendige Grundlage; so kann der Mensch sich aufgenommen wissen in Gott, insofern ihm Gott nicht ein Fremder ist, er sich zu ihm nicht als äußerliches Accidenz verhält, sondern wenn er nach seinem Wesen, nach seiner Freiheit und Subjectivität in Gott aufgenommen ist; dies ist aber nur möglich, insofern in Gott selbst diese Subjectivität der menschlichen Natur ist. Und bald darauf noch deutlicher p. 286: „Christus ist in der Kirche der Gottmensch genannt worden — diese ungeheure Zusammensetzung ist es, die dem Verstande schlechthin widerspricht; aber die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur ist dem Menschen darin zum Bewußtsein, zur Gewißheit gebracht worden, daß das Anderssein, oder wie man es auch ausdrückt, die Endlichkeit, Schwäche, Gebrechlichkeit der menschlichen Natur nicht unvereinbar sei mit dieser Einheit" 2c. „Dies ist das Ungeheure, dessen Nothwendigkeit wir gesehen haben. Es ist damit gesagt, daß die göttliche und menschliche Natur nicht an sich verschieden ist." Und bald darauf p. 288: „Die neue Religion spricht sich aus als ein neues Bewußtsein — Bewußtsein der Versöhnung des Menschen mit Gott; diese Versöhnung als Zustand ausgesprochen, das ist das Reich Gottes, das Ewige als die Heimath für den Geist; eine Wirklichkeit, in der Gott herrscht; die Geister, Herzen sind versöhnt mit ihm, so ist es Gott, der zur Herrschaft gekommen. Dies ist insofern der allgemeine Boden."

Und wieder p. 307: „Das ist dann die Explication der Versöhnung, daß Gott versöhnt ist mit der Welt, oder vielmehr, daß Gott sich gezeigt hat als mit der Welt versöhnt zu sein; daß das Menschliche eben ihm nicht ein Fremdes ist" 2c. 2c.

Und ebenso in der „Phänomenologie des Geistes" Herr Schmidt, p. 549: „diese Menschwerdung des göttlichen Wesens oder daß es wesentlich und unmittelbar die Gestalt des Selbstbewußtseins hat, ist der einfache Inhalt der absoluten Religion."

Und bald darauf S. 551: „Das absolute Wesen (Gott), welches als ein wirkliches Selbstbewußtsein da ist, scheint von seiner ewigen Einfachheit herab gestiegen zu sein, aber in der That hat es damit erst sein höchstes Wesen erreicht." Und bald darauf S. 564: „der Gedanke aber, daß jene sich zu fliehen scheinenden Momente des absoluten Wesens und das für sich seienden Selbsts nicht getrennt sind, erscheint diesem Vorstellen auch — denn es besitzt den wahren Inhalt — aber nachher, in der Entäußerung des göttlichen Wesens, das Fleisch wird. Diese Vorstellung, die auf diese Weise noch unmittelbar und daher nicht geistig ist, oder die menschliche Gestalt des Wesens nur als eine besondere, noch nicht allgemeine weiß, wird für dies Bewußtsein geistig in der Bewegung des gestalteten Wesens, sein unmittelbares Dasein wieder aufzuopfern und zum Wesen zurückzukehren; das Wesen als in sich reflectirtes ist erst der Geist. Die Versöhnung des göttlichen Wesens mit dem Andern überhaupt und bestimmt mit dem Gedanken desselben, dem Bösen, ist also hierin vorgestellt." Oder schlagen Sie die „Philosophie der Geschichte" nach, die vorzüglich für Laien berechnet und daher am leichtesten verständlich ist. Da heißt es zunächst über Judäa, S. 239: „Das Geistige sagt sich hier vom Sinnlichen unmittelbar los und die Natur wird zu einem Aeußerlichen und Ungöttlichen herab gesetzt. Dies ist eigentlich die Wahrheit der Natur. Denn erst später (im Christenthum, Herr Schmidt, meint Hegel) kann die Idee in dieser ihrer Aeußerlichkeit zur Versöhnung gelangen; ihr erster Ausspruch wird gegen die Natur sein." Und mit folgenden Worten leitet er daselbst das Christenthum ein, S. 387: „Die römische Welt, wie sie beschrieben worden in ihrer Rathlosigkeit und in dem Schmerz des von Gott Verlassensein hat den Bruch mit der Wirklichkeit und die gemeinsame Sehnsucht nach einer Befriedigung, die nur im Geiste innerlich erreicht werden kann, hervorgetrieben und den Boden für eine höhere geistige Welt bereitet — — Ihr ganzer Zustand gleicht daher der Geburtsstätte und ihr Schmerz den Geburtswehen von einem andern höheren Geist, der mit der christlichen Religion geoffenbart worden. Dieser höhere Geist enthält die „Versöhnung und Befreiung des Geistes". Und jene Vorbedingungen des Christenthums näher entwickelnd, sagt er daselbst S. 390: „Diese Bestimmung der Zeit in sich selbst, des Schmerzes seiner eigenen Nichtigkeit, des eigenen Elends, der Sehnsucht über diesen Zustand des Innern hinaus (Sie sehen Herr Schmidt, gerade das, was Sie für die Hegel'sche Charakteristik

des Christenthums ausgeben) ist anderwärts als in der eigentlichen römischen Welt zu suchen; sie giebt dem jüdischen Volke seine welthistorische Bedeutung und Wichtigkeit; denn aus ihr ist das Höhere aufgegangen, daß der Geist zum absoluten Selbstbewußtsein gekommen ist, indem er sich aus dem Anderssein, welches seine Entzweiung und Schmerz ist, in sich reflectirt." Und ferner S. 393: „Dies nun im realen Selbstbewußtsein gesetzt, ist die Versöhnung der Welt. Aus der Unruhe des unendlichen Schmerzes, in welchen die beiden Seiten des Gegensatzes sich auf einander beziehen, geht die Einheit Gottes und der als negativ gesetzten Realität, d. h. der von ihm getrennten Subjectivität hervor. Der unendliche Verlust wird nur durch seine Unendlichkeit ausgeglichen und dadurch unendlicher Gewinn. Die Identität des Subjects und Gottes kommt in die Welt, als „die Zeit erfüllt war"; das Bewußtsein dieser Identität ist das Erkennen Gottes in seiner Wahrheit." „In dieser Idee Gottes liegt nun auch die Versöhnung des Schmerzes und des Unglücks der Menschen in sich." „Christus ist erschienen, ein Mensch der Gott ist und Gott der Mensch ist; damit ist der Welt Friede und Versöhnung geworden."

Sie sehen also nun wohl, Herr Schmidt, wenn es Ihre Römer-Urkunde gestattet, wie sich die Sache verhält! Hegel faßt die christliche Religion auf als die noch in der Form der religiösen Vorstellung und Anschauung vorsichgehende Erfassung des Satzes, dessen reelle begriffliche Erfassung der Inhalt der gesammten Hegel'schen Philosophie ist, des Satzes nehmlich: daß der menschheitliche Geist (der Geist der Gattung, Herr Schmidt, nicht der Ihrige) allein Gott ist. Wenn die Philosophie allein diesen Satz im allgemeinen Selbstbewußtsein in der Form vernünftigen Begreifens realisiren kann, so erblickt Hegel in dem Gottmenschen, in der Christusreligion, bereits die religiöse Vorstellung davon, daß der Menschengeist Gott ist, also die noch in der Form der Religion selbst auftretende Feier jener Versöhnung und Einheit von Gott und Mensch.

Ob Hegel nun hierin Recht hat, oder nicht, gehört nicht hierher. Hier kömmt nur in Betracht, daß Sie das Gegentheil von dem, was Hegel als die Charakteristik des Christenthums hinstellt, daß Sie fast ganz die Weise, in welcher er das Judenthum charakterisirt, für seine Charakteristik des Christenthums verkaufen! O Sie Jude, Jude!

Sollten Sie vielleicht von Banquiers bestochen sein, um durch den weitgreifenden Einfluß Ihrer Literaturgeschichte unser Publikum unmerklich zu judaisiren?

Bd. II. S. 550.

„Mit eiserner Hand beugt Hegel alle Individualitäten unter das Joch des Geistes und es ist das ein um so stolzerer Triumph, da er es nicht mit kränklichen Schattenbildern zu thun hat, sondern mit den Göttern und Halbgöttern. Das Zauberschloß, in welches er die Erscheinungen einführt, ist reich und unabsehbar weit, aber seine Mauern sind unübersteiglich; wen er eingefangen hat, der sieht nicht wieder das Tageslicht."

Anm. d. Setzers. Hierzu, Herr Schmidt, weiß ich nur eine Parallele:

„So windet Kranz und windet Kränze,
Der Kukuk gattet sich im Lenze
Und in dem Lichte wohnt der Schall!"

Wozu brauchen denn, Herr Schmidt, die Erscheinungen die Hegel eingefangen und glücklich in sein Zauberschloß eingesperrt hat, wozu brauchen denn diese „Götter und Halbgötter" wieder über die Mauern zu klettern um ans Tageslicht zu kommen? Sie befinden sich in ihrem Museum da in ganz guter Gesellschaft, Herr Schmidt. Und Sie besonders mögen es Hegel Dank wissen, wenn er die Mauern so unübersteiglich gemacht hat. Denn denken Sie doch einmal, wenn Apoll eines Tages hinüberklettern könnte und durch die Straßen liefe und Sie gerade träfe? Er schindete Sie heilig, Herr Schmidt, wie einstens den Marsyas!

Bd. II. S. 552.

„Ein geordneter Geist, der das Bedürfniß hat, sich über sein Denken genaue Rechenschaft zu geben, wird immer mit einem gewissen Mißbehagen an die Lektüre der Hegelschen Schriften gehen."

Anm. d. Setzers. I natürlich! Wer gewohnt ist, sich so „genaue Rechenschaft von seinem Denken zu geben," daß er z. B. aus dem Wort „Schwabenspiegel," das er einmal gehört, sich sofort herausrechenschaftet, dies müsse ein Werk der schwäbischen Dichterschule sein, in welchem sich der Typus des schwäbischen Geistes ausspricht, und zwar so deutlich ausspricht, daß er sofort noch in „Strauß und Vischer Anklänge an diesen Schwabenspiegel" erkennt, — der wird freilich nur mit großem Mißbehagen an Hegels Werke gehen. Bei Ihnen, geordneter Geist, war dies Mißbehagen sogar so groß und so prophetisch, daß Sie, wie wir gesehen, überhaupt niemals an die Hegelschen Werke gegangen sind und Sich begnügen, den tollsten Unsinn aus schlechten Journal-Artikeln abzuschreiben, die Sie noch dazu überall mißverstehen.

Bd. II. S. 555.

„Hegel hat den einzigen Weg verlassen, auf dem die Wissenschaft weiter geht, den Weg der analytischen Kritik, und ihn durch die Construction ersetzt, die doch ihren letzten Zweck nicht erreicht, ein Kunstwerk des Erkennens hervorzubringen.“

Anm. d. Setzers. Und während Sie hier schreiben: „Hegel hat den einzigen Weg verlassen, auf dem die Wissenschaft weiter geht — den Weg der analytischen Kritik“ schreiben Sie zwei Seiten später S. 558: „Hegel's Methode, anscheinend construktiv und erhaltend, war in ihrem innersten Kern analytisch“ ꝛc. O Sie bodenloser B —! Ich kann ganz genau das Recept angeben, nach welchem Sie Ihr Gesudle verfassen. Recipe 10 Gramm Blödsinn, 5 Gramm Tautologie, 5 Gramm Widerspruch, rühre es durch einander, bestreue es mit „Bildungsworten,“ und Du wirst ein Julian Schmidt'sches Werk erhalten! Probatum est! O Sie geordneter Geist! An Ihren Werken wahrscheinlich hat sich Heinrich Leo den Ausdruck „Bildungspöbel“ erfunden.

Bd. II. S. 553.

Immer weiter über **Hegel**: „Wenn nun gar die sprachliche Revolution so weit geht, daß man sich eine dem Genius der Sprache widersprechende Wortbildung erlaubt, so hört mit der **Grammatik** auch alle **Logik** auf."

Anm. d. Setzers. Bon! hat er gesagt!

„Und einen großen Hieb mit beider Hand
Thät er bei diesem Wort; hofft dergestalten
Zu legen in zwei Stück ihn auf den Sand,
Denn bis zum Bügel meint er ihn zu spalten,
Doch that dem Hieb der Kern-Helm Widerstand;
Denn ach, in ihm war Zauberei enthalten!

(Bojardo, Verliebter Roland XVI, 15.)

Bd. II. S. 300.

Ueber Uhland: „Er hegt Sympathien, aber keine Leidenschaften; daher sind seine Lieder immer anziehend, nie verletzend — aber auch freilich selten von mächtigem Eindruck."

Anm. d. Setzers. Freilich, freilich! Bertran de Born — ohne mächtigen Eindruck. Klein Roland — ohne mächtigen Eindruck. Des Sängers Fluch — ohne mächtigen Eindruck. Der Cyklus der Gedichte, die Eberhard den Greiner und Ulrich behandeln — ohne mächtigen Eindruck. Und so weiter und so weiter! Freilich, freilich giebt es mächtigere Eindrücke! Denn wenn ich, Herr Schmidt, dem Eindruck, welchen Sie mir machen, Ausdruck geben wollte, so würde das einen Eindruck hervorbringen, der bleibende Spuren hinterließe; einen Eindruck, dem es an jenen „starken, sinnlich wahrnehmbaren Strichen" nicht fehlen würde, die Sie bei Grimm vermissen!

Bd. II. S. 300.

Es geht unmittelbar nach der vorigen Stelle weiter über Uhland: „Das gilt auch von seinen politischen Liedern; die Variationen über das gute alte Württemberger Recht haben nicht mehr historischen Sinn, als seine spätere Stellung in der Frankfurter Demokratie*), wo er gegen den engeren Bundesstaat war, weil er in der Stimme eines jeden Oesterreichers das Rauschen des adriatischen Meeres zu vernehmen glaubte“ **).

*) Anm. d. Setzers. Armer Uhland! Gieb es ein- für allemal auf, es Herrn Julian Schmidt recht zu machen! Wenn Du in Deinen Liedern festhältst an dem bestehenden historischen Recht — so ist das „ohne historischen Sinn“. Wenn Du, um diesen Fehler zu verbessern, von dem bestehenden Rechte ablassend, Dich zu den Forderungen des modernen Gedankens entwickelst, wenn Du mit Deinem Volke Dich auf das Prinzip der Volkssouveränetät stellst, in der Meinung, dies sei eben „historisch“, daß jetzt dies Prinzip in der Geschichte Platz greife, so ist das wieder „ohne historischen Sinn“, ja es ist (s. Jul. Schmidt II, S. 202) „sanscülottisch, zerfahren ungeschichtlich“. Gieb es auf, unglücklicher Greis, nach Herrn Schmidts Billigung zu streben! Der Lorbeer blüht Dir nicht!

**) Rechenexempel: Wenn in dem mächtigen und poetischen Bilde, welches der große patriotische Sänger gebrauchte, in der Stimme eines jeden Oesterreichischen Deputirten zu Frankfurt ihm das Rauschen der Adria entgegen schwoll — welcher Pfütze Unkentöne sind dann in dem βρεκεκοαξ, κοαξ eines gewissen Literarhistorikers erkennbar?

Bd. II. S. 301.

Immer weiter über Uhland, unmittelbar nach den vorher angeführten Worten: „Auch wo seine Seele am meisten bewegt ist, z. B. in dem schönen, kleinen Frühlingslied: „Nun muß sich alles, alles wenden," ist es nicht eine bestimmte individuelle Empfindung, die zu den Gegenständen herantritt, sondern es sind die Gegenstände selbst, die in süßer Empfindung zittern. Der Dichter ist nur ein Wiederhall von den Klängen der Natur."

Anm. d. Setzers. Herr Schmidt, ich bitte Sie, lassen Sie sich nur einen Augenblick, so inkonsequent das freilich von Ihnen wäre, zu dem allergewöhnlichsten Denken herbei! Damit die individuelle Empfindung eine bestimmte, concrete, sei, muß sie ja vorerst an die Gegenstände, geistige oder sinnliche, herangetreten sein und sich an ihnen entzünden. Nur das Ineinander der individuellen Empfindungsfähigkeit und der geistigen oder sinnlichen Gegenstände bildet die bestimmte individuelle Empfindung. Eine individuelle Empfindung, die noch ohne ihren Gegenstand fertig ist und so zu ihm „herantritt", das wäre ja die leere Empfindelei der schönen Seele, die eines Gegenstandes überhaupt nicht bedarf und ihm, auch wenn sie zu einem solchen herantritt, nur eine willkürliche, seine Natur verkehrende Gewalt anthut. Also die bestimmte individuelle Empfindung, Herr Schmidt, erzeugt sich erst dadurch, daß sie sich mit dem Gegenstande in Eins setzt. —

Und ferner, Herr Schmidt, habe ich mir sagen lassen, daß, wenn schon einmal von Naturpoesie die Rede ist, gerade die höhere Entwicklung derselben darin bestehen soll, daß der gegenständlichen Natur selbst das Leben und die Empfindungen des menschlichen Gemüths eingehaucht werden. Auf diese Weise bemächtigt sich der Dichter in der Form der Vorstellung der innern Einheit, welche zwischen dem menschlichen Geiste und der scheinbar todten Natur besteht, und statt „nur ein Widerhall von den Klängen der Natur" zu sein, macht er vielmehr die Natur zu einem Wiederhall von den Klängen des bewegten Herzens. Das ist vielleicht zu hoch für Sie, Herr Schmidt.

Doch vielleicht kann ich sowohl das früher wie das zuletzt Gesagte in seinem Zusammenhange wie in seinem Unterschied von einander Ihnen durch ein einfaches Beispiel ganz klar machen. Angenommen, ich ginge dazu über, Ihnen, wie ich früher sagte, den Ausdruck des Eindrucks zu appliziren, den Sie mir gemacht haben. Würde dann nicht, um mich möglichst Ihrer eigenen Worte zu bedienen, Ihre „individuelle Empfindung" erst dadurch zu einer „bestimmten", daß der von mir geschwungene „Gegenstand" an Sie „heranträte"? Sie wären freilich dann ein bloßer „Wiederhall von den Klängen der Natur". Immerhin aber wäre es selbst dann noch nicht dieser Gegenstand, trotz seiner Schwingungen — Täuschung, Herr Schmidt! — sondern Sie wären es, der „in süßer Empfindung erzitterte"!

Bd. II. S. 301.

„Bei Uhland tritt uns niemals eine bedeutende Individualität, niemals ein mächtiger Strom der Empfindung entgegen.“

Anm. d. Setzers. Wie? Bei allen Heiligen, Herr Schmidt! Bei Uhland kein mächtiger Strom der Empfindung?! — — Doch ja, Sie verstehen Ihr Handwerk von Grund aus! Sie wissen, diese aberwitzigen, absprechenden Paradoxien, diese vornehm wegwerfende Manier, diese sinnlosen, aber mit fabelhafter Sicherheit hingestellten Unerhörtheiten sind es gerade, die geeignet sind, dem großen Haufen zu imponiren, ihm als ein selbständiger Denker zu erscheinen und einer Literaturgeschichte vier Auflagen zu verschaffen. Und wenn dies nur gelingt, was kümmert Sie das Uebrige? O, Sie verstehen Ihr Handwerk von Grund aus, ganz wie Strepsiades in den Wolken und wörtlich auf Sie gemacht scheinen die Verse, die Aristophanes ihm in den Mund legt:

„Titulire mich dann nach Belieben die Welt
Frech, naseweis, grob, maulfertig, infam,
Unflath, Aufschneider und Lügenschmied,
Rechtsfälscher, mit allen Hunden gehetzt,
Schwadroneur, Windfahne, Fuchs, Klappermaul,
Nasrümpfer, Scherwenzler, aufdringliche Klett',
Aas, Neidhard, Galgenstrick, Lumpenhund
— — — —
Mag, wem es beliebt, auf der Gasse mir nach
Diese Titel schreien: Nur zugeschimpft!
Meinetwegen verhackt
Mich zu Würsten, bei der Demeter, und gebt
Sie den Herrn Philosophen zu fressen!

(Aristophanes, Wolken, V. 442.)

Bd. II. S. 509.

„Im Begriff des Pantheismus durchkreuzen sich zwei entgegengesetzte Anschauungen. Der Pantheismus Spinoza's zerdrückt alle Individualität unter dem eisernen Gedanken der Nothwendigkeit; er giebt einem edlen Geist die Gewalt der Entsagung, aber er ist eher dazu geeignet ihn gegen das individuelle Leben gleichgültig zu machen, als ihm Interesse dafür einzuflößen. Der indische Pantheismus dagegen — und dieser war es, der sich in der Deutschen Mystik geltend machte — sieht in allem Lebendigen das Göttliche und läßt in der Andacht, die er gegen das Einzelne hegt, die allgemeinen Ideen untergehen."

Anm. d. Setzers. O Sie Nachtseite der Natur, welchen Wahnsinn Sie da wieder zusammenschreiben! Das also ist Ihre Art, Andacht gegen einen Gegenstand zu hegen, daß Sie in ihm „die allgemeinen Ideen untergehen" lassen? Dann ist freilich alles klar! Dann erklärt sich auf das Natürlichste Ihre ganze Literaturgeschichte. In der Andacht, die Sie gegen die Deutsche Literatur hegen, mußten Sie dann „die allgemeinen Ideen untergehen" lassen, und so ist es denn ganz nothwendig und nicht mehr zu verwundern, daß Ihre Literaturgeschichte zu dem wurde, was sie eben ist, zu einem Buch, in dem alle Ideen untergegangen sind!

Dies stimmt also, und ich kann mir nun denken, daß Sie bei der stupenden Ideenlosigkeit, die ich in Ihrem Buche nachweise, triumphirend ausrufen werden: Bloßer Beweis meiner Andacht!

Gut! Aber wenn das Ihre Art von Andacht ist, so nehmen Sie meinetwegen ein Patent darauf — doch das haben Sie ja eben durch Ihre „Literaturgeschichte" schon genommen — wie aber kommen Sie dazu, auch Andern diese Art von „Andacht" unterzulegen? Andere Menschen lassen sich gerade in der „Andacht," die sie gegen einen Gegenstand erfüllt, die „allgemeinen Ideen aufgehen". Dies ist das wirkliche Wesen der Andacht, Herr Schmidt, der menschlichen, nicht der belletristischen. Wie kommen Sie nun dazu, Herr Schmidt, die alten Inder, den „indischen Pantheismus," zu Belletristen zu machen? Was ist das überhaupt für eine seltsame Krankheit, die Sie haben, in einemfort von Dingen zu sprechen, von denen Sie auch nicht das Allergeringste verstehen? Doch

freilich, Sie haben Recht! Wenn Verstehen zum Sprechen nothwendig wäre — wovon sollten Sie denn da sprechen? Sie müßten ja zum reinen Trappisten werden. Soll ich Ihnen aber eine kleine Ahnung beibringen, wie reizend Sie den „indischen Pantheismus" charakterisiren? Soll ich Ihnen zeigen, Herr Schmidt, wie sehr der „indische Pantheismus in der Andacht, die er gegen das Einzelne hegt, die allgemeinen Ideen untergehen läßt?" Also in aller Kürze, Herr Schmidt:

Haben Sie jemals etwas von den Upanishads gehört, dieser Grundlage der indischen Theologie und des indischen Pantheismus? Nehmen Sie also meinetwegen die Fragmente, die Colebrooke daraus mittheilt, in der Uebersetzung von Pohley, und lesen Sie ein wenig im Kát'haka Upanishad, im dritten Gesang V. 10.

„Höher als die Sinne, sind die sinnlichen Gegenstände; höher als diese ist das Herz; höher als das Herz ist die Vernunft, höher als diese ist der große Geist. V. 11. Höher als der große Geist ist das Unentfaltete (der Saame des Universums), höher als dieses ist der höchste Geist (Purusha, der alles erfüllt); nichts ist über diesem, er ist die Grenze, er ist die höchste Stufe!"

Oder nehmen Sie das vierte Bráhman'am aus dem Vrihadáran'yakam, das Gespräch zwischen Jág'nyavalkya und seiner Frau Maitreyi, V. 13: „Maitreyi erwiderte: O Ehrwürdiger, Du bringst mich in Verwirrung (wenn Du sagst) in jener Welt ist kein Bewußtsein des Einzelnen! — Jener sprach: Ich sage Dir nichts Verwirrtes, ich will es Dir erklären. Da wo Zweiheit ist, da riecht der eine ein anderes, da sieht der eine ein anderes, da hört der eine ein anderes, da spricht der eine zu einem andern, da denkt der eine ein anderes, da erkennt der eine ein anderes; wenn aber Jemand im Zustande der Erkenntniß ist und weiß: der Geist ist Alles, durch welche Ursach und was könnte er dann noch riechen oder hören, oder zu einem andern sprechen oder denken oder erkennen" ꝛc: ꝛc. ꝛc.

Sehen Sie, Herr Schmidt, so gehen „dem indischen Pantheismus in der Andacht, die er gegen das Einzelne hegt, die allgemeinen Ideen unter"!!!!

*) Bd. I. S. 257.

Da sich Schiller bemühte, die Schilderungen dem

*) Anm. d. Setzers. So weit war ich gekommen, Herr Schmidt, als ich mir sagte, daß in dem Pantheon der Deutschen Göttergestalten, denen Sie, wie die Araber den egyptischen Götterbildern, die Nasen absäbeln, noch eine mir fast vor allen theure fehle, die Statue meines geliebten Schillers! Auch war das sehr natürlich. Denn, wie ich Ihnen bereits S. 62 gestanden, es war mir nur der zweite Theil Ihres Werks zu Händen gekommen, Schiller aber müßten Sie der Zeitfolge nach schon in dem ersten Bande desselben betrampelt haben. Was war zu thun? Auch noch den ersten Theil Ihres Werkes lesen? Schauderbar! Unmöglich! Nicht um Alles hätte ich je wieder ein Buch von Ihnen in die Hand nehmen mögen! Und hätte ich selbst den Muth besessen, meine Aufopferung so weit zu treiben — was wäre die Folge gewesen? Die Ihnen gewidmete Zeit hätte dann von mir verdoppelt werden müssen und das Resultat wäre noch dazu gewesen, daß dies Büchlein ein für den Leser ungenießbares Volumen erlangt hätte. Denn sicher hätte ich mich dann wieder von neuem mit steigendem Ingrimm und wachsender Erbitterung Seite für Seite durch den ersten Band hindurchgelesen und hätte ich auch denselben Grundsatz walten lassen, wie bei dem zweiten Bande, nehmlich von dreißig Stellen haarsträubenden Blödsinns immer nur eine aufzunehmen, so hätte dies Büchlein dadurch dennoch eine Ausdehnung bekommen müssen, die es zu einem dickleibigen Buche aufgeschwellt hätte.

In dieser Noth wandte ich mich an einen Freund

„und zeigt' ihm alle meine Seelenwunden!"

Ich bat ihn, das Kreuz auf sich zu nehmen, vor dem ich zurückbebte, und mir aus dem ersten Bande Ihres Werkes zwei oder drei Stellen zur Charakterisirung Ihres Verhaltens zu Schiller zu liefern. Ich schämte mich freilich, daß ich von ihm verlangte, sich ein Leid anzuthun, das ich nicht mehr den Muth hatte, mir selbst zuzufügen. Allein ich wies darauf hin, daß alle menschliche Kraft ihre Grenze hat, daß ich schon durch die Lectüre Ihres zweiten Bandes gerädert sei, während er so glücklich sei, noch keine Zeile von Ihnen gelesen zu haben; ich wies endlich auf den Zweck der Sache hin und blickte mit kummervollen Mienen zu Boden.

Dieser Edle und Gute — es wird das bis zu den fernsten Zeiten als das rührendste Beispiel von Freundestreue citirt werden, gegen welche die gegenseitige Aufopferung in der Bürgschaft zu einer lächer-

Stoffe anzupassen [1]), so ist man oft über seine Sympathien

lichen Kleinigkeit herabsinkt, — sah meine Leiden, und war gerührt! Er versprach mir, welche Selbstüberwindung er auch zu bestehen haben möge, mir die gewünschten Stellen über Schiller zu liefern. Er verlangte dafür nichts als die Erlaubniß einige dieser Schillerstellen, unter dem Namen meines Weibes selbst commentiren zu dürfen.

Und warum hätte ich ihm diesen glorreichen Titel oder dies gute Recht der Ehehälfte verweigern sollen, Herr Schmidt? Seien Sie überzeugt, ich hätte Wochen lang durch alle Salons Berlins laufen können, bis ich ein wirkliches Weib gefunden hätte, daß sich, Ihren Werth kennend, zu diesem Opfer hergegeben. O, glauben Sie, Herr Schmidt, wie hoch ich auch die Weiber stelle — dieses wahnsinnigen Fanatismus ist nur das asketische Pflichtgefühl der Männer fähig.

Also erlauben Sie, daß ich die Formalia in Ordnung bringe und zur Vorstellung schreite: Herr Schmidt, das Setzerweib! Das Setzerweib, Herr Schmidt!

So — nun kann die Sache losgehen, seien Sie unbesorgt, Herr Schmidt, Sie werden nichts dabei verlieren, daß ich mich für eine kurze Zeit zurückziehe. Sie werden sehen, meine Frau schreibt einen so kräftigen Styl, daß, wenn Sie Ihnen alle fünf Finger ihrer zarten Hand in's Gesicht legt, Sie schwer werden unterscheiden können, ob es die Pfote einer Frau oder eines Mannes ist.

Und nun, liebes Weib, will ich Dich mit dem Segen entlassen, den Pluton dem Aeschylos giebt:

> Nun froh des Gedeihens zeuch hin, liebes Weib,
> Zieh hin und rett' uns die theuerste Stadt
> Durch sinnige Rede und züchtige scharf
> Die Bethörten; gar viel sind ihrer im Land
> Und

(Strick, Schwert und andere Werkzeuge zum Selbstmord darreichend)

> dies hier gieb meinem Julian ab.

(Frei nach den Fröschen des Aristophanes.)

[1]) Das Setzerweib: Das klingt so, als ob Sie, Herr Schmidt, wenn Sie eine Ballade schrieben, den Stoff der Schilderung anpassen würden. Nicht von der Geschichte oder von einer Geschichte, nicht von dem Lebendigen spricht Schiller in der Stelle, die Ihnen dunkel vorgeschwebt zu haben scheint:

> Wenn, das Todte bildend zu beseelen,
> Mit dem Stoff sich zu vermählen,

im Unklaren gewesen [2]). Die ausführliche Schilderung des katholischen Rituals im Gang nach dem Eisenhammer hat nicht weniger als die Communionsscene in der Maria Stuart manchen wohlmeinenden Kritiker verführt, dem Dichter katholische Neigungen unterzuschieben [3]); betrachten wir aber aufmerksam diese Beschreibung der Messe, wo Fridolin dem Priester die Stola und das Cingulum umgiebt, bald

Thatenvoll der Genius entbrennt:
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und, beharrlich ringend, unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.

[2]) Ich nie. Schillers Sympathien gelten immer dem, was gut und schön ist.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt,
Er hat Alles gesehen, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt:
Er saß in der Götter urältestem Rath
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Wenn Sie aber die Sympathien für die eine oder die andere christliche Confession, für den einen oder den andern Katechismus meinen, so erlaube ich mir, Sie daran zu erinnern, daß die Wortklauber bis diesen Tag darüber streiten, ob Shakspeare Katholik oder Protestant gewesen.

Es soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie Beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

[3]) Wohlmeinende Kritiker? Nein, Herr Schmidt, große Dummköpfe müssen das gewesen sein. Ich weiß nicht, wer sie sind, wie sie heißen, denn es ist jetzt das erstemal, daß ich etwas über Schiller lese; aber den Schiller selbst habe ich ordentlich gelesen und meinen gesunden Menschenverstand lasse ich mir von keinem Doctor abdisputiren. In der Ballade beschreibt der Dichter eine katholische Messe und in dem Trauerspiel eine katholische Communion; wie soll er die denn anders beschreiben, als gemäß der katholischen Weise? Soll er etwa den Fridolin die Dienste eines protestantischen Küsters verrichten und die Maria ihre Beichte nach dem Katechismus Lutheri ablegen lassen? Und warum nennen Sie denn solche Dummköpfe „wohlmeinend“?

rechts und bald links kniet und genau aufmerkt, um immer zur rechten Zeit zu klingeln, so wird uns ein ironischer Zug nicht entgeben [4]). Freilich paßt dieser ironische Zug wieder nicht zur Tendenz des Ganzen. Nach mittelalterlichen Begriffen handelte der Graf von Savern weise, als er durch den verhängnißvollen Tod Robert's sich von dessen Schuld überzeugen ließ, und in einem alten Volksliede, das die Geschichte unbefangen erzählt, würden wir sie uns gefallen lassen; aber bei dieser ausführlichen Beschreibung können wir das Gefühl der Absurdität nicht unterdrücken [5]).

[4]) Aha, jetzt merke ich, weshalb jene Kritiker „wohlmeinend" sind; ich hätte es freilich schon an dem Worte „unterschieben" merken können. Wohlmeinend, weil stramme Protestanten, wie Sie, Herr Schmidt, einer sind, und ein wenig Jesuitenriecher. Wenn Schiller die Messe beschrieben hätte in keiner andern Absicht, als eine Messe zu beschreiben, so würden auch Sie, Herr Schmidt, katholische Sympathien an ihm herausgeschnüffelt haben. Aber Sie haben eine noch feinere Nase als jene „Wohlmeinenden"; in dem verdächtigen Weihrauchsdampfe wittern Sie ein klein wenig Teufelsdreck von Ironie. Schiller beschreibt nur deswegen die Messe so ausführlich, um sich darüber lustig zu machen, Ihnen und allen guten Protestanten und wahren Kunstrichtern zur Erquickung! Ich weiß nicht, worüber ich mich mehr wundere, über Ihren Mangel an Urtheil, was die Composition der Ballade betrifft, oder über die Rohheit der Vorstellungen, die Sie von Schiller haben. Lesen Sie das Gedicht noch einmal ganz und nehmen Sie Ihre Gedanken zusammen. So gering ich von Ihren Fähigkeiten denke, so will ich Ihnen doch zutrauen, Sie werden dahinter kommen, daß der lange Verzug Fridolins erklärt oder, wie Sie es auszudrücken lieben, „der Phantasie nahe gebracht werden" muß, und daß das in der Welt nicht besser geschehen kann, als durch eine ausführliche Beschreibung der mancherlei Dienste, die er dem Priester zu leisten hat. Daß überdies jene Stelle einen wesentlichen Zug zu dem Bilde Fridolins liefert, das werden Sie allerdings nicht begreifen, und wenn man Sie mit der Nase darauf stieße.

[5]) Wer verursacht Ihnen das Gefühl der Absurdität? Der Graf von Savern? Nein, der kann es nicht sein; denn Sie sagen ja, nach den Begriffen seiner Zeit habe er weise gehandelt. Also muß es der

Dichter sein. Und weshalb erscheint Schiller, oder das, was er geschrieben hat, Ihnen absurd? Kommen Sie mir zu Hülfe; ich bin nur eine einfache Frau, aber Sie haben ja auch nicht für die Gelehrten geschrieben, die, wie ich höre, so wenig auf Ihre Werke geben, daß dieselben nicht einmal für die Königliche Bibliothek angeschafft sind. Helfen Sie mir, Herr Schmidt! Sie stellen gegenüber ein altes Volkslied, das die Geschichte unbefangen erzählt — das wollten Sie sich gefallen lassen — und die ausführliche Beschreibung in einer modernen Ballade — die verursacht Ihnen das Gefühl der Absurdität. Worin steckt denn der Gegensatz? Es scheint darin, ob die Beschreibung ausführlich oder nicht ausführlich, lang oder kurz ist; eine lange Beschreibung erscheint Ihnen absurd, eine kurze nicht. Aber giebt es denn nicht alte Volkslieder mit recht ausführlichen Beschreibungen von Vorgängen, Zuständen und Vorstellungen, die uns heute fremd sind, in des Knaben Wunderhorn zum Beispiel? Und wie kann etwas, was an sich verständig ist, durch die Ausführlichkeit der Darstellung absurd, und umgekehrt etwas, was an sich absurd ist, durch die Kürze der Darstellung verständig werden? Oder steckt der Gegensatz etwa darin, daß das Volkslied alt und die Schiller'sche Ballade neu ist? Wollen Sie sagen, daß die Geschichte von Fridolin sich überhaupt nicht zum Gegenstande eines modernen Gedichtes eignete, daß die Poesie nur Stoffe wählen dürfe, die in der Zeit oder doch in den Vorstellungen der Zeit spielen? Nein, Herr Schmidt, das können selbst Sie nicht meinen. Aber, Potz Fingerhut! wo denn sonst steckt der Gegensatz? Vielleicht darin, daß das alte Volkslied „unbefangen" und die Schiller'sche Ballade — ja was denn, ist? In Ihrem Kopfe scheint ein Gegensatz gegen das „Unbefangen" existirt oder doch geflimmert zu haben; aber in dem Satze, den ich eben unter dem Trennmesser habe, fehlt er. Was können Sie im Sinne gehabt haben? Befangen? oder: mit Reflexion? oder Tendenziös? Richtig! ein paar Zeilen zuvor sprechen Sie von der „Tendenz des Ganzen," Sie sagen freilich nicht, was diese Tendenz sei: aber Sie bezeichnen sie als eine solche, die zu dem Spott (dem von Ihnen entdeckten Spotte Schillers) über die Gläubigkeit Fridolins und den Ritus der katholischen Kirche nicht passe; das heißt, als Schillers Tendenz erscheint Ihnen, und auch mir, das Bestreben den Hergang so zu erzählen, wie er den gläubigen, katholischen Zeitgenossen erschien: das heißt, Schiller hat den Hergang unbefangen, wie in einem alten Volksliede erzählen wollen. Wo also, ich frage zum vierten Male, wo steckt der Gegensatz? Was giebt Ihnen das Gefühl der Absurdität? Ich denke, ich habe es. Sie haben sich

gesagt: wenn ich, der Dr. Julian Schmidt, Verfasser dieser wundervollen Literaturgeschichte, der Gemahl der schönen Kunigunde wäre, würde ich in Robert's Schicksal ein Gottesurtheil sehen? Nein, wäre nicht so absurd! Würde ich, wenn ich ihr Lieblingspage wäre, ihr zu Gefallen bei der Messe ministriren und zur rechten Zeit klingeln? Nein! oder ich würde wenigstens eine Grimasse dabei schneiden. Und das, Herr Schmidt, giebt mir Licht über manche andere Stelle Ihrer Literaturgeschichte, die ich über meines Mannes Schulter weg gelesen habe. — Gott, was einem der Mensch mit den paar Zeilen für Arbeit gemacht hat! Da wollte ich ja lieber zehn Docken verhedderter Floretseide abwickeln.

Bd. I. S. 443.

Ueber Maria Stuart: „Zu begreifen ist es wohl, daß bei jener Begebenheit, wenn man sie aus dem historischen Zusammenhange reißt, das natürliche Gefühl sich auf Seite Maria's schlägt; auch durfte der Dichter die gerechte Entrüstung über einen Justizmord nicht abschwächen, allein der tragische Ernst wäre erhöht worden, wenn er uns durch geschichtliche Motivirung der Unthat über die nackte Nichtswürdigkeit der persönlichen Eifersucht hinweggeführt hätte. Elisabeth wurde nicht blos durch persönliche Motive, sondern durch sehr beherzigenswerthe Gründe der Staatswohlfahrt angetrieben, Maria's Tod zu wünschen. Noch war das Andenken der blutigen Maria, die dem Moloch der alleinseligmachenden Kirche so zahlreiche Opfer geschlachtet, in aller Herzen, Englands Heil stand auf dem Spiele, wenn Maria Stuart den Thron bestieg; und das Ereigniß lag nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. Die Dolche katholischer Meuchelmörder bedrohten das Leben der weisen Königin, und nach ihrem Tode war Maria die rechtmäßige Erbin. Der Dichter verschweigt diese Bedenken keineswegs, aber er prägt sie nicht der Einbildungskraft ein.

Das Setzerweib: Also die geschichtliche Motivirung der Hinrichtung fehlt; der erste Satz besagt das, wenn er überhaupt etwas besagt. Aber nein, die geschichtliche Motivirung ist da; der letzte Satz besagt das, wenn er überhaupt etwas besagt. Sie sei nur nicht der Einbildungskraft eingeprägt, mäkeln Sie. Haben Sie denn das Stück, das Sie zermäkeln, je gelesen? Ich kann's nicht glauben. Lassen Sie sich erzählen, wie Schiller die „Bedenken", sollte heißen die politischen Gründe, die für die Hinrichtung sprechen, unserer Einbildungskraft einprägt.

Akt II. Scene 3 sagt

Burleigh:

Wenn Du Deinem Volk
Der Freiheit köstliches Geschenk, das theuer
Erworb'ne Licht der Wahrheit willst versichern,
So muß sie nicht mehr sein. — Du weißt es,
Nicht alle Briten denken gleich:
Noch viele heimliche Verehrer zählt
Der röm'sche Götzendienst auf dieser Insel. —
Dir ist von dieser wüthenden Partei
Der grimmige Vertilgungskrieg geschworen,
Den man mit falschen Höllenwaffen führt. —
Von dort (von Rheims)
Ist schon der dritte Mörder ausgegangen,
Und unerschöpflich, ewig neu erzeugen
Verborgne Feinde sich aus diesem Schlunde.
Und in dem Schloß zu Fotheringhay sitzt
Die ew'ge Ate dieses Krieges, die mit
Der Liebesfackel dieses Reich entzündet. —
— Dies Geschlecht der Lothringer erkennt
Dein heilig Recht nicht an; Du heißest ihnen
Nur eine Räuberin des Throns.

Und in der unmittelbar folgenden Scene:

Mortimer.

Auch eine Bulle, die Papst Sixtus jüngst
Vom Vaticane gegen Dich geschleudert,
Kam eben an zu Rheims, als ich's verließ:
Das nächste Schiff bringt sie nach dieser Insel.

Leicester.

Vor solchen Waffen zittert England nicht mehr!

Burleigh.

Sie werden furchtbar in des Schwärmers Hand.

Nun ich dächte, Herr Schmidt, das wären Gründe genug, und der Einbildungskraft hinlänglich eingeprägt. Aber es kommt noch besser; in der 8. Scene dringt der Glaubensschwärmer Mortimer in den von der Liebesfackel entzündeten Grafen Leicester:

In Euren Händen ist die Macht: Ihr bringt
Ein Heer zusammen, wenn Ihr nur den Adel
Auf Euren vielen Schlössern waffnen wollt!
Maria hat noch viel verborgne Freunde:

Der Howard und der Percy edle Häuser,
Ob ihre Häupter gleich gestürzt, sind noch
An Helden reich, sie harren nur darauf,
Daß ein gewalt'ger Lord das Beispiel gebe!
Weg mit Verstellung! Handelt öffentlich!
Vertheidiget als ein Ritter die Geliebte!
Kämpft einen edlen Kampf um sie! Ihr seid
Herr der Person der Königin von England,
Sobald Ihr wollt. Lockt sie auf Eure Schlösser,
Sie ist Euch oft dahin gefolgt.

Sieht Ihre ästhetische Einbildungskraft nicht das alles schon vorgehen? Kommt Ihr literarhistorisches Gedächtniß Ihnen nicht mit Kenilworth zu Hülfe? Zittert Ihre protestantische Seele nicht bei dem Gedanken, die Liebe — sie ist eine mächtige Triebkraft, Herr Schmidt, — könne den Grafen zu dem verwegenen Unternehmen bringen? Nachdem er so den Zuschauer — mich dünkt, mit großer Ueberlegung — vorbereitet hat, führt der Dichter im dritten Akte — merken Sie wohl, Herr Schmidt, im dritten Akte — diese Scene vor.

Paulet.

Verschließt die Pforten. Zieht die Brücken auf!

Mortimer.

Oheim, was ist's?

Paulet.

Wo ist die Mörderin?
Hinab mit ihr ins finsterste Gefängniß!

Mortimer.

Was giebt's? Was ist geschehen?

Paulet.

Die Königin!
Verfluchte Hände! Teuflisches Erkühnen!

Mortimer.

Die Königin? Welche Königin?

Paulet.

Von England!
Sie ist ermordet auf der Londoner Straße!

Mortimer.

Sie ist ermordet
Und auf den Thron von England steigt Maria!

Freilich, „der Stoß ging fehl“, er traf nicht die Königin; aber

in wessen Einbildungskraft er nicht dringt, wessen Einbildungskraft er das nicht „einprägt", was Burleigh mit einem Anklang an Konradin und Karl von Anjou der Elisabeth gesagt:

„Ihr Leben ist Dein Tod, ihr Tod Dein Leben,"

dessen Einbildungskraft muß mit einer Ochsenhaut bekleidet sein, Herr Schmidt. Nein! Sie können das Stück nie gelesen haben, über das Sie so anmaßlich nörgeln. Und doch, Sie müssen es gelesen haben; denn das, was Schiller nach Ihrer Ansicht hätte thun sollen, ist ja gerade das, was er gethan hat, das, was Sie über die politischen Motive der Hinrichtung sagen, ist ja nur eine magere Bettelsuppe, die Sie aus stiebitzten Schiller'schen Brocken gekocht haben.

Weiter über Maria Stuart: „Wir hören, wie das Volk Marias Tod verlangt, wie Burleigh, der weise Staatsmann, darauf dringt, allein wir erfahren nicht den Grund. [1]) Hier durfte der Dichter, ohne das Recht des poetischen Gefühls zu beeinträchtigen, die Handlung aus dem Gebiet des gemeinen Verbrechens in das Gebiet sittlicher Konflikte [2])

[1]) Das Setzerweib: Wir erfahren nicht den Grund? Darauf habe ich nur ein Wort zu sagen: Unverschämt!

[2]) Was das wieder für eine verfitzte Docke ist! Aber ich verdanke Schillern soviel reine Freude, daß mich um seinetwillen auch eine größere Mühe nicht verdrießen sollte. Ich werde das widrige Gespinnst, was Sie um diese Tragödie gewickelt haben, geduldig entwirren und den Faden zu einer ziemlichen Seidenschnur drehen. Und wenn ich Ihnen, Herr Doctor, dann die Schnur zuschicke, so wissen Sie doch, was ich damit sagen will? Also „hier" (d. h. bei der Forderung des Volkes und dem Rathe Burleighs) „durfte der Dichter" (d. h. hätte er dürfen) die Handlung aus dem Gebiet des gemeinen Verbrechens in das Gebiet sittlicher Conflicte übertragen. Wenn Worte einen Sinn haben und wenn das Vorangegangene und das Nachfolgende einen Zusammenhang mit dem Satze hat, so heißt das: bei Schiller bleibt die Handlung auf dem Gebiete des gemeinen Verbrechens, ist die Hinrichtung der Maria motivirt allein durch die Eifersucht der Elisabeth. Unverschämt! Neunmal unverschämt, Herr Schmidt. Und das hätte der Dichter thun dürfen, sagen Sie, „ohne das Recht des poetischen Gefühls zu beeinträchtigen." Worin besteht dies Gefühl, Herr Schmidt? Ist es dasselbe, was Sie oben das „natürliche Gefühl" genannt haben, das Mitleid mit der Maria? Und ist „poetisches Gefühl" nur ein unglücklicher, ein sehr unglücklicher, ein an meinem Literarhistoriker unverzeihlicher Ausdruck für das Gefühl, welches die Dichtung, diese Dichtung, in uns erregt? Ich finde keinen andern Sinn. Und Sie halten es für nöthig, erst noch zu sagen, daß das Mitleid nicht geringer sein würde, wenn Maria Gründen der Politik, als wenn sie der Eifersucht zum Opfer fiele? Für welche Sorte von Lesern schreiben Sie denn eigentlich, Herr Doctor? Etwa für unser Kindermädchen Rieke — sie ist noch nicht eingesegnet, Herr Schmidt — die über Wachstuchmordgeschichten mit dem zinnoberrothen Blutstrahl ihre hellen Thränen weint! Rezensiren Sie doch künftig lieber die Leierkastentexte, z. B.:

übertragen. Er mußte in Burleigh den protestantischen Fanatiker zeichnen, der von dem Glauben seiner Kirche oder von der Idee des Staatswohls so durchdrungen war, daß ihm, wie allen Fanatikern, der Zweck die Mittel heiligte; dem katholischen Enthusiasten Mortimer mußte der protestantische[3]) entgegengestellt werden. — Nun male man sich aus, daß es diesem Manne (dem Mortimer) gelingt, Maria zu befreien, das Reich in Aufruhr zu bringen, den Protestantismus zu stürzen; man male sich ferner das Gefühl aus, daß diese Möglichkeit in der Seele eines protestantischen Staatsmannes erregen mußte, und man

Kunz, ein Mann von gutem Stande,
Lebt am Swinemünder Strande,
Trank und schlug zum Zeitvertreib
Mit der Faust nach seinem Weib, —

und belehren Sie den Verfasser, daß auch durch sittliche Konflikte Mitleid erregt werden könne, Sie Magister Altklug, Sie Krät Sie. Ich bin nämlich aus Pommern, Herr Schmidt, und wenn Sie nicht wissen, wat e Krät is, so lesen Sie die Erklarung in Reuter's Hanne Nüte un de lütte Pudel. S. 87.

³) Also Schiller hat den Burleigh nicht richtig gezeichnet. Sie würden ihn anders zeichnen, Sie würden ihn zu einem protestantischen Fanatiker und fanatischen Staatsmann gemacht haben; oder drücke ich Ihren Gedanken richtiger aus, wenn ich sage: zu einem protestantischen und staatsmännischen Fanatiker? Als Sie das schrieben, waren Sie nur Protestant, seitdem sind Sie auch Staatsmann geworden. Ich verstehe von Politik nichts, aber mein Mann hat mir hin und wieder ein gutes Geschichtswerk zu lesen gegeben, und ich habe immer gefunden, daß die großen Staatsmänner nicht Glaubensfanatiker waren, und daß die Fanatiker, katholische wie protestantische, nie Staatsmänner geworden sind. So Richelieu — Sie erlauben doch, daß ich den neben Sie stelle? — Friedrich II. und Lord Palmerston, in den Sie einst so verliebt waren, — es fielen mir nämlich, als ich Rauchwürste einwickeln wollte, einige alte Nummern der „Grenzboten" in die Hände. Ja, mit Cromwell, der wohl in Ihrem Gehirn geflimmert hat, als Sie den Satz schrieben, war es nicht anders. Die „guten" Protestanten, die von ihrer Sorte, Herr Schmidt, haben stets einen Mangel

wird sich die Figur Burleigh's richtiger vorstellen, als sie der Dichter gezeichnet hat.[4])

von Fanatismus an ihm heraus geschnüffelt. Gott segne die Partei, die Sie zu Ihrem Großsiegelbewahrer gemacht hat!

[4]) Daß ich mir das Gemälde Schiller's nicht weiter auszumalen brauche, und daß ich es mir noch weniger von Ihnen will ausmalen lassen, der sich dazu schickt, wie ein Stubenanstreicher zur Ausführung eines Raphael'schen Cartons, darüber haben wir schon gesprochen. Aber eins muß ich Sie noch fragen: welchen Burleigh würde man sich denn mit Hülfe solcher Anstreicherei richtiger vorstellen: den geschichtlichen, den Schiller'schen oder einen, den Sie zur Welt gebracht haben könnten?

Das ich Ihnen übrigens schon bei diesem Falle die Methode abgesehen habe, nach der Sie Schiller verbessern, werden Sie weiterhin erfahren. Siehe S. 154.

Bd. I. S. 444.

„Den Richterstuhl, der ihr aufgedrängt werden soll, erkennt sie nicht an“ (Maria Stuart).

Das Setzerweib: Soll sie sich auf den Stuhl setzen oder soll sich der Stuhl auf sie setzen? I, Sie wären mir ja nicht gut genug, meiner Kleinen des Abends Nachhülfestunden im Deutschen zu geben. Und Das will Schiller und Goethe das Exerzitium korrigiren! Mein Muth wächst, Herr Schmidt.

„Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!“

Bd. I. S. 328.

„Die Freunde (Goethe und Schiller) betrachteten das Theater nur als Mittel für ihren höheren Zweck, die poetische Bildung der Nation."

Das Setzerweib: Aber, guter Herr Schmidt! Woher haben Sie denn das abgeschrieben, aus welchem Sudelbuche, aus dem Feuilleton welches löschpapiernen Wochenblättchens? Und in welchem Zustande müssen Sie gewesen sein, als Sie das abschrieben? Daß Sie Schiller's Werke nicht gelesen haben, weiß ich schon, finde ich auch ganz natürlich. Alle die Schriftsteller zu lesen, die Sie in diesen drei Bänden zergliedern, hätte mehr Jahre erfordert, als Sie Monate auf Ihrem Werke zugebracht haben; und die Welt so lange auf Erleuchtung warten zu lassen, konnten Sie nicht über das Herz bringen. Sie haben noch so viel Großes zu vollbringen vor Ihrem Tode. Als ich neulich im Handwerkerverein die neuesten Nummern der „Grenzboten" durchblätterte, sah ich, daß Ihnen schon wieder ein literarhistorisches Werk stückweise, wie ein Bandwurm, abgeht. Aber die Inhaltsverzeichnisse der Bücher, über die Sie schreiben, sollten Sie wenigstens ansehen, wenn Sie eben einmal einen freien Augenblick haben; und wenn Sie das bei Schiller gethan hätten, so würden Sie sich zweier Ueberschriften erinnert haben von dem Deutschen Theater und von der Bühne als moralischer Anstalt, oder so ungefähr. Erlauben Sie mir, Ihnen, vielbeschäftigter Mann, für die fünfte Auflage Ihres Werks eine kleine Arbeit abzunehmen und die schlagendsten Stellen aus jenen beiden Aufsätzen für Sie abzuschreiben. Schneiden Sie die folgenden Zeilen aus und kleben Sie sie mit etwas Roggenmehl und Wasser zu S. 328 in Ihr Handexemplar.

„Das Theater tröste sich mit seinen würdigeren Schwestern, der Moral und — furchtsam wage ich die Vergleichung — der Religion, die, ob sie schon in heiligem Kleide kommen, über die Befleckung des blöden und schmutzigen Haufens nicht erhaben sind. Verdienst genug, wenn hie und da ein Freund der Wahrheit und gesunden Natur seine Welt wiederfindet, sein eigen Schicksal an fremdem Schicksal verträumt, seinen Muth an Scenen des Leidens erhärtet und seine Empfindung an Situationen des Unglücks übt. Ein edles unverfälschtes Gemüth fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplatz — beim rohen Hau-

fen summt doch zum Mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach."

„Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Unmacht spotten, und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Waage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl."

„Aber ihr großer Wirkungskreis ist noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele."

„Aber nicht genug, daß uns die Bühne mit Schicksalen der Menschheit bekannt macht, sie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen sein und nachsichtsvoller über ihn richten."

„Eine merkwürdige Klasse von Menschen hat Ursache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu sein. Hier nur hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — Menschen. So groß und vielfach ist das Verdienst der bessern Bühne um die sittliche Bildung; kein geringeres gebührt ihr um die Aufklärung des Verstandes. Eben hier in dieser höhern Sphäre weiß der große Kopf, der feurige Patriot sie erst ganz zu gebrauchen."

Das und vieles mehr sagt Schiller über die Bühne; und Sie, Herr Schmidt, haben sich weiß machen lassen, daß er sie „nur als Mittel für — die poetische Bildung der Nation" betrachtet habe! Das ist ein großes Malheur; aber es läßt sich durch ein kleines Mittel gut machen: Streichen Sie in der fünften Auflage das Wörtchen „nur" und Sie sind wieder der große, der unfehlbare Julian.

Bd. I. S. 433.

„Zur Zeit des Macbeth waren die Hexenprozesse in vollem Gange; Shakspeare hat die plump gemeinen Züge des Volksglaubens entfernt und nur das Poetische beibehalten, denn er durfte auf die ergänzende Phantasie seiner Zuschauer rechnen. Unsrer Phantasie sind glücklicher Weise diese Fratzen nicht mehr so geläufig, und wenn sie uns nicht ganz unverständlich bleiben sollen, so muß der Dichter etwas zur Ergänzung thun."

Das Setzerweib: Shakspeare hat die plump gemeinen Züge des Volksglaubens entfernt? Shakspeare, der die Hexen in der 3. Scene des 1. Aktes so einführt:

1. Witch. Where hast thou been sister?
2. Witch. Killing swine.
3. Witch. Sister, where thou?
1. Witch. A sailor's wife had chesnuts in her lap.
And mounch'd and mounch'd and mounch'd: —
Give me, quoth I:
Aroint thee, witch! The rump-fed ronyon cries.
Her husband's to Aleppo gone, master o' the Tiger:
But in a sieve I'll thither sail,
And, like a rat without a tail,
I'll do, I'll do, I'll do.
2. Witch. I'll give thee a wind.
1. Witch. Thou art kind.
3. Witch. And I another.

Sie verstehen doch Englisch, Herr Schmidt? Wenigstens soviel, wie ich, eines armen Setzers Frau? Ja so! ich hatte vergessen, daß Sie die Schriftsteller nicht lesen, über die Sie schreiben. Aber um Gottes Jesu Willen! wo können Sie nur die unsinnige Behauptung her haben? Ich war schon vorhin auf die Vermuthung gekommen, daß Sie in Leipzig, wo Sie Ihr unsterbliches Werk geschrieben, des

Abends in einer „Zeche lustiger Gesellen" zu kneipen pflegten, die Ihnen für das Pensum des folgenden Tages allerlei Schnurren aufgebunden. Aber eben fällt mein Auge auf die vorhergehende Seite, 432, und auf die Worte „Macbeth's Hexen". Ich lese nach; und was finde ich? Sie citiren eine Stelle aus Goethe's Abhandlung über Shakspeare, die, wie Sie sagen, „viel goldne Worte enthält". „Shakspeare," lautet die Stelle, „spricht durchaus an unsern innern Sinn: durch diesen belebt sich sogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen; denn hier liegt eben der Grund von jener Täuschung, als begebe sich alles vor unsern Augen. Betrachtet man aber die Stücke genau, so enthalten sie viel weniger sinnliche That als geistiges Wort. Er läßt geschehen, was sich leicht imaginiren läßt, ja was besser imaginirt als gesehen wird. Hamlet's Geist, Macbeth's Hexen, manche Grausamkeiten erhalten ihren Werth durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwischenscenen sind blos darauf berechnet." Jetzt wird mir alles klar, Herr Schmidt. Sie haben diese Aeußerung Goethe's lesen müssen, wenigstens die Worte, für Sie Wörter, aus denen sie besteht, weil sie dieselben abzuschreiben hatten. Sie nahmen je ein halb Dutzend Wörter mit den Augen auf und gaben sie mit der Feder von sich. Dabei ist etwas in Ihrem Gehirn hängen geblieben, etwa das, was ich unterstrichen habe, aber nicht genug, um den Sinn der Stelle zu fassen.

Sie meinen, Goethe habe sagen wollen, daß Shakspeare es der Einbildungskraft seiner Zuschauer überlassen habe, sich die Figuren voller auszumalen, die er ihnen vorführt, daß er z. B. von seinen Hexen „die plump gemeinen Züge des Volksglaubens entfernt" habe, weil ja jeder Zuschauer diese Züge kenne und sich hinzudenken werde. Aber, Herr Schmidt, Goethe sagt dem aufmerksamen Leser das direkte Gegentheil, und selbst ein unaufmerksamer, wie Sie, hätte nicht in Ihr lächerliches Mißverständniß verfallen können, wenn er ein wenig von Shakspeare wüßte. Goethe sagt — doch ich fürchte, es übersteigt meine und Ihre Kräfte, Ihnen klar zu machen, was er sagt; und wozu brauchen Sie es denn auch zu wissen? Aber ein Anderes kann ich Ihnen klar machen, Herr Schmidt: daß ich sehr wohl weiß, weshalb Sie so herablassend sind und Goethen die gute Censur geben, daß er „goldene Worte" gesprochen habe. Sie fürchten, es möchte jemand kommen und sprechen: was der Schmidt über die Hexen im Macbeth sagt, ist höchst geistreich, aber er hat es von Goethe — annectirt. Für den Fall

wollten Sie sich die Antwort sichern: ich habe ja zu erkennen gegeben, daß ich mit Goethe einverstanden bin; ich habe ja seine Worte golden genannt. Welch ein kleiner Pfiffikus Sie sind, Herr Schmidt! Aber in diesem Falle hätten sie den Kunstgriff ersparen können; Sie haben nichts von Goethe — annectirt; nur wer Ihr Buch liest, wie Sie den Goethe gelesen haben, könnte Sie eines Plagiats aus Goethe beschuldigen. — Mein Zorn wächst, Herr Schmidt.

Bd. I. S. 446—449.

„Das Schicksal der Jungfrau“ (von Orleans) „an sich ist höchst tragisch“, d. h. es enthält eine innere Nothwendigkeit.*) — — — Alle diese Momente eines tragischen Geschicks sind in Schillers Tragödie zwar angedeutet, aber nicht ausgeführt. Die innere Umwendung ihrer(?) Stimmung verschwimmt zu sehr in dem Klingklang schöner Verse, um uns mit der Gewalt einer unmittelbaren Wahrheit zu erschüttern!**)

*) Das Setzerweib: Also tragisch ist, was eine innere Nothwendigkeit enthält. Das Einmaleins, das Wachsthum eines Baumes enthalten eine innere Nothwendigkeit; folglich sind sie tragisch. Aber damit Sie mich nicht chikanös schelten, will ich meine Beispiele von den Schicksalen der Menschen nehmen. Daß ein Schriftsteller, der ebenso unwissend als unehrlich und frech ist, von einigen Spießgesellen, die er lobhudelt, zu einer Autorität hinauf gelobhudelt worden ist, doch endlich auf den Lästerstein (im Lübischen Recht heißt es: „auf den Kak“) gesetzt, seiner gestohlenen Flittern entkleidet und mit Nesseln und Ruthen gestrichen wird, das hat eine innere Nothwendigkeit, ist aber nicht tragisch, Herr Schmidt.

**) Die drei Gedankenstriche in meinem Citat vertreten 99 Zeilen Ihres Buches, von S. 446—449. Diese 99 Zeilen, ein hübsches Fülsel für Ihr Manuskript, die abzuschreiben ich mich nicht überwinden kann, enthalten eine Entwicklung des Charakters und der Seelenkämpfe der Jungfrau. Der letzte Satz, den ich abgeschrieben habe, schließt diese Entwicklung, wie bei der Maria Stuart mit einem Zwar — Jedoch.

Was ich bei zwei Veranlassungen geargwohnt, das sehe ich jetzt klar und das sage ich Ihnen nun auf den Kopf zu, Herr Schmidt: Sie rezensiren die dramatischen Gestalten unserer großen Dichter nach einem Rezept. Ich kenne dasselbe jetzt und könnte jede inhaltreiche Theater- oder Romanfigur ebenso geläufig rezensiren, wie Sie es thun, wenn ich das nicht unter mir hielte. Hier ist das Rezept:

Schildere den Charakter, und drücke Dich so unbestimmt aus, daß es zweifelhaft bleibt, ob Du die historische Figur schilderst oder die

Figur des Stücks oder eine Figur, die, eine ungeborne Athene, noch in dem Schädel des Rezensenten wohnt; drücke dich aber so geschickt aus, daß die Leser, die das Stück nicht genau kennen, verleitet werden zu glauben, es sei von der dritten die Rede, von der Figur, wie sie sein *sollte*. Verwende zu dieser Schilderung die besten Züge und Farben der Figur des Stücks, indem Du gute Verse in schlechte Prosa übersetzest. Weil es aber doch Leute giebt, die das Stück kennen und weil einer von ihnen die Rezension lesen könnte, so flicke, einmal vorn, einmal hinten, damit man die Methode nicht merke, ein Sätzchen ein, daß der Dichter *zwar* das Richtige geahnt, *jedoch* nicht gut oder nicht einprägend oder nicht ausgeführt genug dargestellt habe. Kommt dann so ein unangenehmer Leser und sagt: Plagiiren ist schlimm; aber plagiiren und das Plagiirte dem Bestohlenen als Muster vorhalten, das ist ein literarisches Verbrechen, für das es noch gar keinen Namen giebt! — so deute würdevoll auf das Sätzchen mit Zwar und Du bleibst ein ehrlicher Mann.

Auf den Kak! Auf den Kak!

Bd. I. S. 446.

„Die reine Kunst fordert unbedingte Wahrheit, eine Wahrheit, die überall erkannt, begriffen und nachempfunden werden muß, wo es frei denkende und frei empfindende Menschen giebt, nicht eine gebrochene, durch individuelle Stimmungen vermittelte Wahrheit. Sie ist ferner unprotestantisch, denn sie stellt die Einbildungskraft über das Gewissen.“

Das Setzerweib: Wenn ich ein Glas Wasser vor mir habe, so sagen mir meine gesunden Sinne, ob das Wasser klar und rein, oder ob es trübe, übelschmeckend und übelriechend ist. Von unreinem Wasser anzugeben, wodurch es verunreinigt ist, das geht zuweilen über mein Bischen Haus- und Küchenchemie, denn das erfordert oft mannigfache Versuche und langwierige Arbeiten. Mit Ihrem Satze oben ging es mir ähnlich; ich sah, fühlte, daß er Unsinn enthalte, aber welcher besondere Unrath darin stecke und woher Sie denselben bekommen, das wußte ich nicht anzugeben. Ich zeigte also die Stelle unserm Studenten — Sie kennen ihn schon, Herr Schmidt, er ist ein braver Junge, keiner von den Brotstudenten, die schon auf der Universität von Gehalt und Carrieren reden. Der prüfte sie und gab mir diesen Bescheid:

Herr Schmidt muß einmal bei einem Schüler Kant's ein Kolleg über Aesthetik nicht gehört, sondern belegt, geschwänzt und nach den mitgeschriebenen Notizen eines Commilitonen nachgeritten haben, aber nur die ersten Seiten. Da wird er denn etwa dies gelesen haben. Weil das Schöne ohne alles Interesse wohl gefällt, so muß es einen Grund des allgemeinen Wohlgefallens für Jedermann enthalten und also nicht, wie das Angenehme, auf ein solches Sinnengefühl gegründet sein, wonach jeder seinen eigenen Geschmack hat. Und etwa dies: der Grund, daß man beim Schönheitsurtheil um Jedermanns Beistimmung wirbt, ist die Idee eines Gemeinsinnes, welcher als eine Wirkung des freien Spieles unserer Gemüthskräfte nur durch das Gefühl und nicht durch Begriffe dasjenige bestimmt, was gefällt oder mißfällt. Solche Notizen, meint der

Student, hätten Sie in einem Anfall von dem protestantischen Dummkoller, mit dem Sie behaftet seien, auf ihre Weise zurecht gemanscht. Hätten Sie das Kolleg ordentlich bis zu Ende gehört, so würden Sie von Ihrem Kantischen Professor erfahren haben, daß die wahre Bildung des Geschmackes die Entwicklung sittlicher Ideen und die Bildung des sittlichen Gefühles sei.

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren,
Ach, was haben die Herren doch für ein kurzes Gedärm!

Bd. I. S. 449.

Immer noch die Jungfrau von Orleans. „Die Schilderung der Landesnoth, die nur durch ein Wunder gelöst werden kann, ist unübertrefflich; ebenso die Steigerung des Affekts bis zum höchsten Ausbruch und die Färbung des mittelalterlichen Kriegslebens. Diese lebendige Schilderung des Wirklichen hebt die übersinnliche Macht um so glänzender hervor, und wenn es dem Dichter nicht ganz gelungen ist, das Wunder real darzustellen, so schimmert doch in dieser Region, wo die Wirkung von der Ursache nicht bedingt wird, verklärend der Geist eines höhern Rechtes durch.“

Das Setzerweib: Ich verstehe das nicht; wer mehr?

Bd. I. S. 258.

Schiller's Lied von der Glocke wird verarbeitet: „Die Symbolik der Glocke ist für ihn eine rein sinnliche, es ist, als ob die Glocke nur zufällig, wie ein Naturlaut, bei allen wichtigen Angelegenheiten des menschlichen Lebens ihre eherne Stimme vernehmen ließe. Daß die Glocke ein Zeichen der Kirche d. h. ein Symbol von dem Zusammenhang der irdischen und der überirdischen Welt ist, wußte der Dichter wohl, aber eine eigenthümliche Scheu hielt ihn ab, es darzustellen.[1]) Wo es auf griechische oder katholische Vorstellungen ankam, war er mit einer reichen Mythologie bald bei der Hand, gleichviel ob er daran glaubt oder nicht. Hier nun hätten sich die kirchlichen Vorstellungen von selbst aufdrängen sollen, aber er scheuchte sie zurück, und bei dem ernsten sittlichen Inhalt ist es besser, daß der Dichter bei

[1]) Das Setzerweib:

Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von Oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metall'ner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der, mächtig tönend, ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

dem sinnlichen Klang eines Glaubens stehen blieb, der ihm innerlich fremd war, wenn auch seine Symbole ihn ahnungsvoll berührten, als wenn er sich künstlich in eine gemachte Stimmung versetzt hätte.[2]) Es war der damaligen Zeit nicht gegeben, die Neigungen des Gemüths mit den sittlichen Ueberzeugungen ins Gleiche zu bringen; aus eigner Kraft ist es der Dichter überhaupt nicht im Stande,[3]) und doch wollen wir auch diesen Ton der Glocke als eine warnende Stimme festhalten, die in das griechische Schattenreich eindrang und die in süße Selbstvergessenheit gewiegten Künstler daran erinnerte, daß es noch eine Wirklichkeit gebe.[4])

[2]) Im Schatten kühler Denkungsart
Des Lebens Unverstand
Mit Wehmuth zu genießen,
Ist Tugend, ist Begriff.

[3]) Wie schade, daß Sie nicht in der damaligen Zeit gelebt, Herr Schmidt! Sie hätten dem Dichter dazu verholfen, und vielleicht hätte ein Anderer schon mir und meinem geplagten Mann diese abscheuliche Arbeit abgenommen.

[4]) Bim bam! Bam bim!

Bd. I. S. 521.

„Bei den klassischen Dichtern aller übrigen Nationen gab das Gewissen des Volks die Grundlage ihrer Empfindungen. Sie suchten es zu läutern und zu verklären, aber nicht seinen eigentlichen Kern zu verwandeln. In unserer klassischen Zeit dagegen war der Idealismus der Wirklichkeit entgegengesetzt; die Dichtkunst suchte ihre Ideale d. h. ihr ästhetisches Gewissen bei den Heiden, bei den Katholiken, bei den Griechen und Indiern, sie suchte es in den Lehrbüchern der Physik und Chemie, in den Mythen barbarischer Stämme, sie suchte es überall, nur nicht im eignen Volke."

Das Setzerweib: Ich hatte mir in dem, was Sie über Schiller sagen, noch viele Stellen angestrichen. Aber, Herr Schmidt, ich habe Gardinen zu waschen, Kiehn in die Winterkleider zu stecken und unser Gärtchen zu bestellen; und so tief mich Dinge berühren mögen, die außerhalb vorgehen, das Haus, meine ich, ist und bleibt für die Frau das Nächste. Ich will also mit der vorstehenden Stelle schließen und Ihnen ruhig, so entrüstet ich bin als Deutsches Weib und als Mutter, Ihnen ruhig sagen, was ich von Ihrem Werke halte, und versuchen über den einen Punkt, den ich vollkommen verstehe, besser als Sie, Herr Schmidt, Ihnen in das „Gewissen" zu reden, von dem Sie soviel schwatzen.

Ihr Buch oder jedes einzelne Kapitel desselben, das ich gelesen habe, erscheint mir wie ein Bovist. Sie kennen die Pflanze, Herr Schmidt? einen Pilz, der auf den Angern wächst, rund, gedrungen, fest aussieht, auch einer anstreifenden Berührung widersteht. Thut man aber einen derben Schlag darauf, paff, platzt das Ding, heraus fliegt ein ekler, fauliger Staub, der dem Vieh die Lungenfäule und den Menschen, die etwas davon in's Auge bekommen, Blindheit verursacht; und was übrig bleibt, wenn der Staub, der aus Millionen von Sporen, von Keimen des Unzeugs besteht, verflogen ist, das ist ein leerer Balg garstig anzusehen.

Einen der Keime, mit denen Ihre Boviste, ich meine, Ihre Kapitel gefüllt sind, habe ich unter der Lupe, während ich Ihnen ein paar Fragen vorlege.

Was soll diese Glaubensinquisition, die Sie mit Schiller vorneh-

men? Hat er Ihnen nicht die Frage nach seinem Glauben vorweg beantwortet?

— — „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die Du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.“

Weshalb schnüffeln Sie unaufhörlich an ihm herum nach Katholicismus, nach Popery? Und weshalb verfahren Sie so unehrlich dabei? Weshalb trachten Sie nach dem Ruhme, der Titus Oates der Deutschen Literaturgeschichte zu sein? Sie beschnüffeln die Dichtungen Schiller's, in denen katholische Personen, katholische Zeiten dargestellt werden, und rümpfen die Nase und zwinkern verdachtsvoll mit den Augen nach einem, leider nur zu stark besetzten Glaubenstribunale, wenn Sie Katholicismus gerochen haben. Aber nicht einmal alle Dichtungen der Art beriechen Sie darnach, den Don Carlos z. B. nicht. Vollends von den Geschichtswerken Schiller's, von dem ruhigen Urtheil über den Katholicismus und der tiefen Entrüstung über seine Entartungen, die in dem Abfall der Vereinigten Niederlande auf allen Seiten hervortreten, nehmen Sie bei Ihrer Inquisition keine Notiz. Ist das ehrlich?

Und wozu dieser wüste protestantische Spektakel? Luther war ein Protestant, Calvin war ein Protestant, Wöllner war ein Protestant, Strauß ist ein Protestant, Humboldt war ein Protestant, Hengstenberg ist ein Protestant, der Steuerrendant Merz zu Greiz*) ist ein Protestant, Sie sind ein Protestant, ich bin eine Protestantin. Alba war ein Katholik, Joseph II. war ein Katholik, Pio Nono ist ein Katholik, Cavour war ein Katholik, Garibaldi ist ein Katholik, Danton war ein Katholik. Was treiben Sie mit dem Doppelsinn des Wortes Protestantismus ein Spiel, das eine schlichte Frau, wie ich, durchschaut? Was verhetzen Sie die Konfessionen der Vergangenheit, anstatt an der Kirche zu bauen, sei es auch nur ein einziges Steinchen zuzutragen, zu der unsere großen Dichter den Riß gezeichnet, den Grund gelegt? Sie sagen, unsere klassischen Dichter hätten ihre Ideale bei den Katholiken gesucht, überall, nur nicht im eigenen Volk! Sie streichen ganz kühl die Katholiken aus dem Deutschen Volke aus! Sind Sie denn so unwissend, daß Sie nicht einmal die Bevölkerungsstatistik Deutschlands kennen? Und wenn Sie wissen, daß unter den 44 Millionen, die das Bundesgebiet bewohnen, 25 Millionen, also über die Hälfte, römische Katholiken und nur 18½ Million Protestanten sind, wenn Sie das wissen, wie denken Sie sich dann Ihr gothaisches deut-

*) Siehe Vossische Zeitung vom 13. April d. J., 1. Beilage.

sches Reich eingerichtet? Ich will den Gedanken nicht weiter verfolgen, um nicht die Ruhe zu verlieren, mit der ich noch als Mutter zu Ihnen zu reden habe.

Es ist heutzutage schwer, Kinder zu erziehen. Soll man sie in die Polkakirche schicken oder in die andere Kirche am entgegengesetzten Ende der Stadt, wo gepredigt wird, daß eine ehrbare Frau nicht weiß, wohin sie ihre Augen wenden soll? Ohne Religion will man sie aber doch nicht aufwachsen lassen. Ich gebe ihnen daher früh Schiller's Gedichte in die Hände, damit sie das Gute lieben und schön finden lernen; ich weiß, wie ich selbst als Kind das Buch mit Freude und Ehrfurcht angesehen. Und nun kommt einer und sagt, in der deutschen Literatur:

— — — — giebt es kein Ding, als mich selber.
Alles Andere, in mir steigt es als Blase nur auf.

Nun hätten die Kinder, wenn ich es nicht sorgfältig unter Schloß hielte, schon in diesen Tagen Ihr Buch in die Hände bekommen und erfahren, daß Jemand Schillern wie einen dummen Jungen corrigirt, und dieser Jemand Sie, Herr Schmidt, der sogar Erwachsene genug berückt hat. Gehen Sie in sich, Sie Mann mit dem protestantischen Sündenbewußtsein, rechtfertigen Sie sich durch gute Werke, kaufen Sie Ihr Buch auf und lassen Sie es einstampfen!

Bd. I. S. 516.

„Aus einem **unendlich** k l e i n e n Vorrath des Stoffes hatte er (Schiller) eine sehr vielseitige Weltansicht gewonnen, die s e l b s t d i e K u n d i g e n (!) zuweilen durch ihre geniale Wahrheit überraschte. D a h e r seine l a n g s a m e Entwickelung, d a h e r aber auch sein fester Glaube an die Gewalt des Geistes, dem die Wirklichkeit unterthan sei.

Anm. d. Setzers. So, Herr Schmidt, nun wieder zu mir. Nicht wahr, variatio delectat? Aber was haben Sie zu meinem Weibchen gesagt, Herr Schmidt? Ist es nicht ein Prachtweib? Die wahre Eumenide! Und ich bin überzeugt, noch lange werden Ihnen ihre Racheliedер ins Ohr tönen:

Ein Erinnen-Festgesang
Tönt er ohne Saitenspiel
Dürre Seuch' in Julians Herz.
(Nach Aeschylos, Oresteia, V. 315.)

Dafür werde i c h nun m i l d e sein und Sie nicht mehr lange Spießruthen laufen lassen. Nur noch wenige Minuten gedulden Sie sich für ein Paar Studien, die ich noch an Ihnen zu machen habe.

Also so „unendlich klein", nicht nur so „k l e i n", sondern so „u n e n d l i c h klein" ist der Vorrath von stofflichem Wissen, über den Schiller verfügt und aus dem er sich seine Weltansicht bildete, die gleichwohl „s e l b s t d i e K u n d i g e n" — und zu den „Kundigen" gehören natürlich vor Allen auch Sie, Herr Schmidt, Sie könnten ja sonst gar nicht w i s s e n, daß s e i n Wissensvorrath so „unendlich klein" war! — zuweilen durch ihre geniale Wahrheit überraschte?

Also der Verfasser Wallensteins und des dreißigjährigen Kriegs, der Uebersetzer des Euripides und der Kenner der antiken Tragödie, die er in seiner Braut von Messina wiederzubeleben suchte, der gründliche Forscher der Schweizergeschichte, die er in seinem Tell so meisterhaft gestaltet, und der Verfasser der Briefe über die ästhetische Erziehung hat nicht etwa einen achtungswerthen und ausgedehnten Wissenshorizont, der nur hier und da etwas tiefer sein könnte, sondern er hat überhaupt nur einen „k l e i n e n Vorrath" von stofflichem Wissen. Ja nicht nur einen „kleinen", sondern selbst nur einen „u n e n d l i c h kleinen Vorrath". Hm, hm! Ich begreife! Alles im Leben ist relativ, und so wird denn, Herr Schmidt, der Schiller'sche Wissensvorrath Ihnen nur deshalb so „u n e n d l i c h k l e i n" erscheinen, weil Sie dabei, wie

natürlich, von dem Vergleichungsmaßstab Ihres eignen unermeßlichen Wissensvorraths ausgehen, den wir so gründlich kennen gelernt haben. Welche Fernsicht sich also dem Leser, der sich auf die Höhe jenes Satzes emporgearbeitet hat, von da aus auf die unübersehbaren Gletscherfelder Ihres eignen Wissens eröffnen muß, wenn er sieht, wie daneben der Vorrath des Schiller'schen Wissens zu einem „*unendlich kleinen*", zu einem kaum wahrnehmbaren Punkte, zur unendlich kleinen Größe verschwindet!

Je nun, Herr Schmidt, mit *Ihrem* Wissenshorizont, der sich, wie wir gesehen haben, gleichmäßig über *alle Zeiten und alle Dinge* erstreckt und alle mit *derselben Nacht* bedeckt — die sieben Weisen und den mittelalterlichen Schwabenspiegel, die Geschichte Roms und die Geschichte Griechenlands, die sich aus alten Nationalsagen entwickelt, den Arianismus und das orthodoxe Glaubensbekenntniß und die Aufklärung, den dreißigjährigen Krieg und die Deutsche Kulturgeschichte, die Philosophie Fichte's und die Philosophie Hegel's und den Indischen Pantheismus, die alte Symbolik und Mythologie, die historische Schule und die Vertragstheorie 2c. 2c. 2c. 2c. — mit *diesem* Wissenshorizont wird sich allerdings nicht so leicht Jemand vergleichen. Sie haben das Wissen billig, verehrter Mann! Sie könnten morgen über China schreiben und übermorgen über die Hieroglyphen!

Aber wenn Sie nun schon einmal so ungroßmüthig sind, sich dieses Ihres natürlichen Vortheils über Schiller bedienen zu wollen, begriffen Sie nicht wenigstens, daß es heißt, den Respekt, den wir den größten Geistern der Nation schulden, bis zur unerlaubtesten *Schamlosigkeit* verleugnen, wenn Sie einen *formellen und positiven Gegensatz* machen zwischen *Schiller* einerseits und den *Kundigen* andrerseits. „Aus einem unendlich kleinen Vorrath des Stoffes hatte Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewonnen, die *selbst die Kundigen* zuweilen durch ihre geniale Wahrheit überraschte." Schiller wird also in einen *positiven Gegensatz* zu den „*Kundigen*" gebracht; *Schiller* wird *formell* den *Unkundigen* eingereiht!

Indeß, alle diese Fehler des Herzens wissen Sie doch wieder sofort durch die eigenthümliche Tiefe Ihres Geistes gut zu machen! „*Daher* — fahren Sie fort; also weil er sich seine geniale Weltansicht aus einem unendlich kleinen Vorrath von Stoff bildete — seine *langsame* Entwicklung." Ueberraschend erstaunlicher Geist, der Sie sind! Ich hätte bisher geglaubt, daß derjenige, der sich seine Weltansicht aus einem *unendlich großen* Vorrath von Stoff, aus einer genauen Detailkenntniß der Dinge bilden will, *langsamer* zur Entwicklung

derselben käme und kommen müßte, als derjenige, der sich begnügt, aus einem unendlich kleinen Vorrath von Stoff, der eignen Genialität vertrauend, sie zu gewinnen. Sie wissen das ganz anders und viel besser: Je weniger einer seine Weltansicht auf gründliche Studien basirt, je mehr er sich dabei auf die eigne Genialität verläßt, desto langsamer kommt er zu einer fertigen Ansicht; je mehr einer darauf ausgeht, einen unendlich großen Vorrath von stofflicher Kenntniß zu gewinnen, um sich erst aus ihm seine Weltansicht zu bilden, desto schneller ist er fertig. Bon! Aber das ist noch gar nichts gegen das nun Folgende!

„Es hängt Gewicht sich an Gewicht."

Sie fahren unmittelbar fort: „Daher — also immer wegen seines unendlich kleinen Vorraths von Wissen — daher aber auch sein fester Glaube an die Gewalt des Geistes, dem die Wirklichkeit unterthan sei!"

Der Glaube an die Gewalt des Geistes, dem die Wirklichkeit unterthan sei, oder der Idealismus ist also die Frucht von — einem unendlich kleinen Wissen, wie wir früher bereits gesehen haben, daß er (S. 49) „die Frucht einer vieljährigen Verbitterung" ist. Bald werden wir aber noch tiefer über das Wesen des Idealismus belehrt werden.

Bd. I. S. 336.

Bei Beurtheilung des Wallenstein: „Nun ist es Schiller hoch anzurechnen, daß er der ästhetischen Objectivität niemals das Gewissen opfert, daß für ihn die Begriffe schön und gut immer zusammenfallen [1]), allein ein Fehler ist es, daß er diesen Satz nicht in einem innern dialektischen Prozeß darstellte [2]), sondern so, daß die idealen Gestalten, außerhalb der Handlung stehend, keinen andern Ausweg wissen, als aus der

[1]) Anm. d. Setzers. So? Das erscheint Ihnen also als eine besondere Eigenthümlichkeit Schillers, daß er der „ästhetischen Objectivität“ niemals „das Gewissen opfert“, daß „für ihn“ die Begriffe „schön und gut immer zusammenfallen.“ Das ist so eine zu lobende Schiller'sche Spezialität; denn eigentlich und bei andern großen Dichtern — ergiebt sich aus diesem Satze — sind dies Gegensätze, fallen nicht zusammen! O, Herr Schmidt, welche tiefe Kenntniß der Aesthetik birgt sich in den Falten dieses Ihres Satzes! Und welcher Einblick in Ihr eigenes Innere ergiebt sich daraus! Denn wie gewissenlos muß Ihre eigene „ästhetische Objectivität„ und wie unästhetisch muß Ihr Gewissen sein, wenn Sie das Zusammenfallen beider für etwas Besonderes bei Schiller nehmen, nicht wissend, daß dasselbe vielmehr der unerläßliche ideale Boden aller wahrhaften Poesie ist. Wenn Sie doch nicht loben wollten, Herr Schmidt. Ihr Lob ist noch viel unerträglicher, als Ihr Tadel!

[2]) Bim bam! Jetzt also kommt der Tadel nach: Das Lob war überhaupt nur voraus geschickt, um ihn einzuleiten. Also das ist „der Fehler“ bei Schiller, daß er das Zusammenfallen der Begriffe Schön und Gut nicht „in einem innern dialectischen Prozeß darstellt.“ Ob Sie wohl eine Ahnung haben mögen, Herr Schmidt, von dem heitern Unsinn, den Sie schreiben, um mit einem vornehmen Worte — „dialectischer Prozeß“ — Parade machen zu können, dessen Bedeutung Sie nicht einmal verstehen? Wann würde denn das Zusammenfallen der Begriffe Schön und Gut „in einem innern dialectischen Prozeß dargestellt“ sein? Dann, wenn ein Schönes, das bei seinem Auftreten zuerst als schön, aber als ein Nicht-Gutes, Schlechtes erscheint, sich zuletzt dennoch diesen Schein abstreifend auch als das Gute enthüllte. Oder dann, wenn ein

Welt zu verschwinden [3]). Die Liebesepisode wächst nicht

Gutes, welches zuerst als gut aber als häßlich erschienen, eben so durch die allmähliche Entwicklung diesen Schein abwerfend sich dahin enthüllte, daß es auch das Schöne sei.

In der That, ein ganz geeigneter Gegenstand für das Mährchen, den Roman und manche andere Dichtung. Aber für das Drama, Herr Schmidt, welches es nicht mit Abstoßung eines falschen Scheines und Selbstenthüllung, sondern mit Handlung zu thun hat, und noch dazu für das klassische Drama, Herr Schmidt, welch' geeigneter Gegenstand! O Sie grundtiefer Aesthetiker!

[3]) Bim bam! Ist es denn aber wirklich erlaubt, Herr Schmidt, einen so grausamen Blödsinn zusammen zu schreiben: Haben Sie denn gar keine Ahnung von der absoluten Gedankenlosigkeit, die sich in diese Wortflunkerei verbirgt? Also: Schiller stellt — und das ist sein Fehler — das Zusammenfallen der Begriffe von Schön und Gut nicht als einen dialectischen Prozeß dar, „sondern so" stellt er das Zusammenfallen der Begriffe von Schön und Gut dar, „daß die idealen Gestalten außerhalb der Handlung stehend keinen andern Ausweg wissen, als aus der Welt zu verschwinden." Aber lieber Herr Schmidt, dadurch, daß „die idealen Gestalten aus der Welt verschwinden," wird doch nun und nimmermehr das Zusammenfallen der Begriffe Schön und Gut dargestellt! Also so, „daß die idealen Gestalten aus der Welt verschwinden," hat Schiller überhaupt nicht das Zusammenfallen der Begriffe von Schön und Gut dargestellt oder darstellen wollen, sondern, Sie Ritter vom Blödsinn, etwas ganz anderes hat Schiller dadurch „daß die idealen Gestalten aus der Welt verschwinden" dargestellt. Was dieses andere sei? Nun, eine ganz kurze Andeutung! Erstens hat er natürlich nicht ein Zusammenfallen, sondern einen Gegensatz durch dieses Verschwinden der idealen Gestalten aus der Welt dargestellt. Und zweitens weder das Zusammenfallen noch den Gegensatz der Begriffe von Schön und Gut, welche bei Schiller vielmehr immer von Haus aus ganz identisch sind, sondern den Gegensatz dieser identischen Begriffe von Schön oder Gut einerseits — und der Wirklichkeit andererseits.

Wenn Sie die Schiller'schen Tragödieen begreifen wollen, Herr Schmidt, was nicht so leicht ist, so hätten Sie zuvor seine Gedichte begreifen müssen, was ebenfalls nicht so leicht ist. Dann würden Sie gefunden haben, daß dieses „Verschwinden der idealen Gestalten aus

organisch aus der übrigen Handlung, sie spricht zu sehr die

der Welt" in den Schiller'schen Tragödieen sich von selbst auf den Grundton zurück führt, der auch alle lyrische Poesie Schillers durchzittert, nehmlich auf den Gegensatz des Schönen und Guten — des Idealen — und des Wirklichen.

Dieser Gegensatz ist es, welcher die gesammte Schiller'sche Poesie charakterisirt und der eine Seite des eigentlichen Standpunkts Schiller's ausmacht.

„Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehen."

Verse aus den Göttern Griechenlands, welche also ganz dieselbe Weltanschauung aussprechen, wie Thekla in ihrer Klage um den Tod ihres Geliebten:

— Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde,
Das ist das Loos des Schönen auf der Erde.

Oder:

Er ist dahin, der süße Glaube,
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Und:

„Nur der Irrthum ist das Leben
Und das Wissen ist der Tod.

Gerade so wie Wallenstein sagt, es sei ihm durch den Verlust von Max das Schöne, der Traum untergegangen und nur die gemeine Deutlichkeit der Dinge übrig geblieben.

Doch fühl' ich's wohl, was ich in ihm verlor,
Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
Denn er stand neben mir wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum.
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den gold'nen Duft der Morgenröthe webend —
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich mir selber zum Erstaunen
Des Lebens flach alltägliche Gestalten,
— Was ich nun ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder,

Und am einfachsten können Sie sich durch „die Ideale" hierüber unterrichten:

persönliche Ueberzeugung (!) des Dichters aus. So lange nun Schiller sich dem gegebenen Stoff anschließt,

„Wie tanzte vor des Lebens Wogen
Die luftige Begleitung her.
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem gold'nen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz.
Doch ach, schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich.
2c. 2c. 2c.

Und wenn Sie nun diesen Gegensatz des Schönen und Guten und des Wirklichen bei Schiller tadeln wollten, so würden Sie mit diesem Tadel nicht dies und das bei ihm treffen, sondern Sie würden nirgends anders hintreffen, als:

„— — in seines Wesens tiefste Wesenheit."
(Platen.)

Denn dies ist eben die eine Seite des Standpunktes, welchen Schiller in der Entwicklungsgeschichte des Deutschen Geistes darstellt und bedeutet. Sie würden dann also tadeln, daß Schiller eben Schiller ist, daß er nicht Homer, Sophokles, Shakespeare, Goethe, oder auch Julian Schmidt geworden ist.

Damit Sie nun aber nicht wieder hingehen und sagen: Schiller sei also nur ein Weltschmerzler gewesen, muß ich Sie doch noch darauf aufmerksam machen, daß dies, wie ich Ihnen bereits sagte, nur die eine Seite, das eine Moment des Schiller'schen Standpunktes bildet.

Die andere Seite ist nun die, daß es allerdings auch zu einer Versöhnung jenes Contrastes bei ihm kommt. Diese Versöhnung ist für Schiller die Kunst und die Synonyma, unter welchen er diese darstellt: der Schein („Scheine das Schöne und flechte sich Kränze"), die Gestalt, die Form, das Bild, der Gesang.

Aber frei von jeder Zeitgewalt
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.

Oder:

Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.

charakterisirt er durch Farbe und Haltung die Zustände,

Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Und:

„Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Strom nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapf'rer Gegenwehr",

so daß hier „— — des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt",

woraus sich als Konsequenz der tiefere Sinn der Verse ergiebt:

„Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht:
An dem Scheine mag der Blick sich weiden.
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierden Flucht."

Die Kunst selbst ist also nach Schiller die höhere und wahre Realität, in welcher jener Kontrast überwunden und versöhnt wird.

Sie ist wahre und bleibende Wirklichkeit, denn:

„Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll still an uns vorübergehn."

Sie ist eine realere und bleibendere Wirklichkeit, als die gemeine Wirklichkeit;

„Denn das ird'sche Leben flieht
Und die Todten dauern immer."

Und darum noch einmal:

„Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn."

Doch — es soll mir nicht einfallen, Herr Schmidt, hier ernsthaft die tiefere Bedeutung Schiller's zu entwickeln! Vielleicht thue ich dies ein andermal, an einem würdigeren Orte. Aber in Anmerkungen zu Ihrem Gesudle — — es wäre fast Versündigung an Schiller

aus denen seine Ereignisse herauswachsen[4]), und die individuelle Eigenthümlichkeit der Personen so scharf wie Shakespeare, wenn es uns auch bei dem knappen Styl Shakespeare's deutlicher wird[5]). Allein wenn ihn sein selbst! Zudem:

„Mir werden, sprach der Fiedler, des Panzers Ringe kühl,
Ich spüre Morgenwinde, die Nacht reicht an ihr Ziel."
(Nibelungenlied, 31. Abenth.)

[4]) Jedes Ihrer Worte, Herr Schmidt, könnte einem Nervenschmerzen machen, jedes Ihrer Worte ist von der plumpsten Unwissenheit über die gesammten Gebiete, über die Sie schreiben, gezeichnet! Sie lassen in Schiller's Tragödien aus den „Zuständen die Ereignisse herauswachsen". Dann wären es — Epopöen, Herr Schmidt, nicht Tragödien!

Genau dies ist eben der Begriff des Epos! Die Tragoedie aber, Herr Schmidt, kennt überhaupt keine „Ereignisse," sondern nur „Handlungen," und in ihr „wachsen die Ereignisse nicht heraus" („organisch"? nicht wahr?) sondern sie entspringen aus der freien Innerlichkeit des subjektiven Entschlusses, und dann wachsen sie am wenigsten „aus den Zuständen" heraus, gegen welche sie sich vielmehr richten, sondern sie entspringen aus der Freiheit der wollenden Menschen. Jedes Ihrer Worte macht den Eindruck, als wenn man einen Fuhrmannsknecht mit dicken, nägelbeschlagenen Stiefelabsätzen auf einer Statue von Phidias herumtrampeln sähe! Und dann, die schönen beiden Hälften, in die Ihnen Schillers dramatische Meisterwerke zerfallen. Entweder er tritt, wie Sie bald darauf behaupten, „aus seinen Charakteren heraus," überläßt sich, wie Sie ihm vorwerfen, einem tadelnswerthen subjektiven Idealismus, oder aber er „schließt sich dem gegebenen Stoff an." Ein schöner Dramatiker wäre das, und ich wüßte nicht, was schlimmer und undramatischer wäre! O, Herr Schmidt, Herr Schmidt, wenn ich nur nicht so müde wäre!

[5]) Herr Schmidt! Ich bin müde, sterbensmüde! Meine unsterbliche Seele ist bis auf den Tod ermattet von Ihrem Gewäsch! Aber mein Junge, der Bengel, kneipt mich, er will durchaus noch einmal zu Worte kommen. Er läßt Sie fragen, worauf denn jenes „es" geht? „Es wird bei Shakesspeare deutlicher." Was wird deutlicher? Da in dem vorhergehenden Satztheil, auf welchen das „es" zurückweist, kein Substantivum generis neutrius vorkömmt, auf welches sich

Gefühl übermannt, so daß er gewissermaßen aus seinen Charakteren heraustritt, so vernehmen wir wieder jene Stimmen der Natur (!!), die sich in den Räubern und in Don Carlos so außer allem Maß und Schick ausbreiteten. Der Idealismus, der die Wirklichkeit nicht achtet, schwärmt immer in's Blaue, er entfernt sich von den individuellen Zuständen und bezieht sich auf die hergebrachte Empfindungsweise der Zeit [6]).

das „es“ zurückbeziehen könnte, so greift, wie Ihnen bekannt sein sollte, dies „es“ den ganzen vorhergehenden Satz selbst als das Subjekt auf, auf das es sich bezieht. Dieser vorhergehende Satz war, daß: „Schiller die Zustände und Personen ebenso scharf charakterisirt, wie Shakespeare.“ Indem nun das „es“ auf diesen ganzen Satz sich zum Subjekt macht, so kommt nun folgender Sinn des Schlußsatzes streng grammatikalisch heraus: „Es wird uns bei dem knappen Styl Shakespeares deutlicher, daß Schiller ebenso scharf charakterisirt, wie Shakespeare.“ Ach, Herr Schmidt, lernen Sie doch erst ein Bischen Grammatik, damit Sie uns Ihren Blödsinn über Schiller wenigstens in einer nothdürftig richtigen Sprache vortragen können.

[6]) Mir, Herr Schmidt, sagen die „Stimmen der Natur,“ daß es Zeit ist, zu Bett zu gehen und Ihnen gute Nacht für immer zu sagen. Darum will ich den Blödsinn, der im Obigen enthalten, meinen Lesern selbst zur Verhöhnung überlassen. Ein Leser, der bis hierher gekommen und noch immer meiner Interpretation bedürftig wäre, wäre ohnehin nicht mehr werth, daß ich mir noch mit ihm Mühe gebe.

Es geht unmittelbar nach den zuletzt angeführten Worten weiter: „Solche Stellen sind es, welche Schiller's Dramen zuerst populär gemacht haben. Man hat sie in der Knabenzeit sich eingeprägt und dann so lange hin- und hergetragen, **bis sie allen Gebildeten zum Ekel geworden sind,** und wenn man dann den Dichter der Jugend lediglich aus dem Gedächtniß auffrischte, verfiel man wohl in den Wahn: jener phrasenhafte Idealismus sei das Charakteristische seiner Poesie."

Der Setzer nimmt die Maske ab, tritt an den Rand der Orchestra und sagt ganz einfach und schlicht zum Publikum: Wenn ein Volk eine solche Versündigung an allen seinen edelsten und größten Geistern, wie sie in diesem Buch auf jeder Seite, von der ersten bis zur letzten, zu finden ist, von so jämmerlichen, unwissenden, sinn- und gedankenlosen Buben erduldet, ohne diesen in jeder gebildeten Gesellschaft mit Entrüstung die Thür zu weisen, so verdient es seinen Verfall. Denn es zeigt dann die schmählichste Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit für alle geistige Größe der Nation.